

C

Schilderungen

aus der Schweiz

von

Emil Schmidt.

Leipzig 1853.

Verlag von L. Fernau.

Vorwort.

In der besten Zeit des Sommers 1852 hatte ich in Begleitung meiner Frau eine Reise nach den vorzüglichsten Punkten der Schweiz unternommen. Diese Reise wurde durch Witterung und verschiedene andere günstige Umstände in so ausgezeichneter Weise verherrlicht, daß ich mich nach unsrer Zurückkunft gedrungen fühlte, von ihr eine treue und ausführliche Schilderung aus meinen überall an Ort und Stelle genau gesammelten Notizen zu entwerfen. Diese Schilderung, der ich wohl, so weit man Treue und Genauigkeit beansprucht, unbedingt einen Werth beilegen darf, war durchaus nicht für die Oeffentlichkeit, sondern nur zu unsrer Erinnerung und für den kleinen Kreis unsrer Freunde bestimmt. Dennoch übergebe ich sie hiermit dem Drucke und einer weiteren Verbreitung und zwar in Folge der vielleicht zu befangenen Theilnahme mehrerer Freunde, welche mir eingeredet haben, daß meine kleine Arbeit auch in größe-

ren Kreisen Interesse erregen dürfte und namentlich denjenigen Lesern, welche eine Reise nach der Schweiz beabsichtigen, manchen praktischen Vortheil bieten würde.

Trotzdem aber, daß die nachfolgenden Skizzen nicht für die Oeffentlichkeit geschrieben wurden, bin ich doch fernerweit zu dem Entschlusse gekommen, keine Veränderung deshalb mit ihnen vorzunehmen, und sie ganz so zu lassen, wie sie unter dem Einflusse der ersten frischen Eindrücke entstanden sind. Wenn man mir überhaupt etwas Dank wissen wird — ich will aber durchaus nicht so unbescheiden sein, auf eine so große Theilnahme zu rechnen — so glaube ich, muß es gerade deshalb sein, weil ich mit meinen Reiseskizzen wegen ihrer veränderten Bestimmung nicht die geringste Umarbeitung vorgenommen habe, und sie vielmehr ungenirt in ihrem leichten bequemen Reiserocke in die große Gesellschaft eintreten lasse, anstatt ihnen den feinen Salonfrack und die Glacéhandschuhe anzuziehen, in welchem Gala-Kleide sie vielleicht zierlicher und eleganter, aber gewiß nicht so offen und natürlich erscheinen würden.

Wenn nun auch, um noch einem Bedenken zu begegnen, die Beschreibung einer Reise durch die Schweiz, welche Beschreibung nicht einmal den Vorzug einer das ganze schöne Land erschöpfenden Darstellung für sich hat,

kein Bedürfniß ist, so soll doch eines Theils meine Arbeit durchaus keine umfassende Schilderung der Schweiz sein, denn die Schweiz ist viel größer und herrliche Gegenden derselben erstrecken sich noch viel weiter, als unsere Schritte reichten — andern Theils soll sie ferner keinen Werth in irgend einer wissenschaftlichen Beziehung haben, denn auch dafür sind genug andere und vorzügliche Werke vorhanden, und die wenigen im Buche vorkommenden, auf ein wissenschaftliches Gebiet streifenden Reflexionen sind nur das Resultat individueller Anschauung und keiner gelehrten Forschung — meine Arbeit soll nichts mehr und nichts weniger sein, als eben die treue Beschreibung einer Reise, wie sie wirklich war, und wie sie alle Diejenigen finden werden, welche diese Reise unter gleichen Verhältnissen und in gleichen Richtungen unternehmen. Und darinnen liegt oft unbedingt mehr Stoff für das Interesse, als in idealen Schilderungen, die sich nicht auf wirkliche, speciell wiedergegebene Erlebnisse stützen, sondern Resultate sind von erst zurecht gebrachten und in Ordnung gelegten, durch allerlei Hilfsquellen unterstützten und ergänzten allgemeinen Anschauungen. Eine Vervollkommnung in solchem Sinne fehlt aber meiner Reise gänzlich. Ich habe mich, als meinem Zwecke entgegen, in gewiß sehr interessanten Städten nicht aufgehalten, und habe Gegenden unbesucht ge-

lassen, die sicherlich noch recht sehenswerth sind. Meine Reise ist daher nichts weniger als vollständig. Doch thut das Nichts; Jeder kann aus und nach ihr seinen Reiseplan entwerfen und diesen ganz nach Belieben ausdehnen und ausbeuten.

Ist aber diejenige Richtung des menschlichen Geistes eine natürliche und daher allgemeine, welche mit regem Behagen daran Theil nimmt, zu leben und zu sehen, wie Andere leben, so darf ich wohl um so mehr auf eine freundliche Entgegennahme meiner Beschreibung zählen, als auch die nachstehenden Schilderungen ein solches kleines Stückchen Leben sind, und zwar eines Stückchens, wie es genau und wirklich inmitten der schönsten Gegenden der Welt war.

Und das soll schließlich der Standpunkt sein, den ich inne habe und von dem aus ich um die Theilnahme meiner lieben und freundlichen Mitreisenden — sei es der wirklichen oder geistigen Begleiter — bitte.

Leipzig, Weihnachten 1852.

Meiner

Reisegefährtin

gewidmet.

Laß Dir, Gefährtin auf der Schweizerreise,
Erinn'rung weckend, diese Blätter reichen!
Nimm' sie als Liebes- wie als Dankeszeichen,
Und lies daraus ein Lied zu Deinem Preise!

Im warmen Thal — auf glattem Gletschereise —
Am Sturzbach — in der Gemmi ernstem Schweigen —
Wo schwindelhoch der Jungfrau Firsten steigen —
Du hieltest aus nach rechter Wandrerweise!

Gefährtin auf der Reise durch das Leben,
Die Treue ist wie dort, so hier Dein Streben;
Wie kann ich Dich genugsam dafür preisen!

Ich will Dir einen Wunsch für's Leben geben:
„Beglücke fort in allen Deinen Kreisen!"
„Und laß' uns lange noch zusammen reisen!"

Schilderungen

aus der Schweiz.

Am 9. Juli 1852 Abends 10½ Uhr fuhren wir, meine Frau und ich, nachdem wir von unsren Lieben herzlichen Abschied genommen, und die Kinder der sorgenden Obhut ihrer Großmutter übergeben hatten, vom Bayerschen Bahnhofe in Leipzig mit dem Nachtzuge nach Hof ab.

Die Schweiz war das Ziel unsrer Reise. Mit welchem Entzücken flogen alle unsre Gedanken und Gefühle dem so hoch gepriesenen Lande zu. Es war das erste Mal, daß wir die Geheimnisse der Alpen selbst schauen und bewundern sollten. Zwar hatte uns der schnell gefaßte Entschluß zu dieser Reise verhindert, größere Vorstudien dafür zu machen; wir waren nur unterstützt durch eine von Freundeshand uns gewordene genaue Reisetour, die sich aber so vorzüglich bewährt hat, daß wir ihr und unserm lieben Freunde den guten Erfolg unserer Reise zunächst zu danken haben.

Es war eine schöne Sommernacht; und nur erst gegen Morgen schlossen wir vor dem kühleren Hauche der Frühluft die Fenster. Nach der Aufregung der Trennung und im Gefühle einer mächtigen Erwartung wollte während dieser Nacht nicht zu viel Schlaf zu

uns kommen; inzwischen stiegen wir früh 4 Uhr gestärkt durch frische, einen schönen Tag verheißende Morgenluft, in Hof aus dem Wagen. Weil der sich nach dem Innern Bayerns anschließende Zug erst 5 Uhr 35 Min. abfuhr, und die Bahnhofsrestauration in Hof bis zum Fertigwerden des im Angriffe befindlichen neuen Gebäudes, jetzt noch ziemlich das Bild der Breterhütte aus einer urwäldlichen Wildniß bot, fuhren wir mit einem bereitstehenden Omnibus nach der nahen Stadt, um dort in einem Gasthofe zu frühstücken und begaben uns später zu Fuße wieder nach dem Bahnhofe zurück.

Die Reise wurde durch die interessanten Gegenden an dem Rande des Fichtelgebirges über Culmbach bis Erlangen fortgesetzt. Hier in letzterer Stadt war eine Röhre der Locomotive gesprungen; es mußte deshalb von der Station Nürnberg eine Reservemaschine telegraphisch beordert werden; aber um uns einen dadurch entstehenden längeren Aufenthalt nicht zu angenehm zu machen, brachte gerade jetzt bei übrigens gut aussehendem Himmel eine Streifwolke einen kleinen Regen. Nach langem und langweiligem Warten in Erlangen — es hatte wohl länger als eine Stunde gedauert — setzten wir endlich unsre Fahrt nach Nürnberg fort. Die Bahn überschreitet kurz vor dieser Stadt den kleinen und ältesten deutschen Schienenweg zwischen Nürnberg und Fürth, welcher letzteren Stadt wir in nicht zu großer Entfernung vorüberflogen. Unsre Aufmerksamkeit wurde ferner noch durch den schon von Bamberg aus längs der Eisenbahn in gerader

Richtung laufenden Ludwigs-Canal angeregt, der zur Verbindung des Main mit der Donau „von Karl dem Großen versucht, und von Ludwig I. begonnen und vollendet wurde", — wie die Inschrift des in Erlangen stehenden Denkmals besagt. Der Canal schien uns aber sehr verwaist zu sein.

Auf dem Bahnhofe Nürnberg angelangt, sollten wir nun erst die Folgen des Erlanger unfreiwilligen Aufenthaltes in ihrer unangenehmsten Gestalt spüren. In Erlangen, wo wir Zeit genug gehabt hätten, um einen Imbiß zu uns zu nehmen, war, weil auf dieser Station nie ein längerer Aufenthalt stattfindet, nichts als ein Glas Bier zu erhalten; nach der Stadt konnte man aber bei der ganz ungewissen Dauer des Aufenthaltes sich zu entfernen nicht wagen. So tröstete man sich mit Nürnberg, wo genügende Zeit zu einem kurzen Mittagessen geboten ist, denn der Zug soll hier 30 Min. anhalten. Jedoch durch die Verzögerung in Erlangen und in Folge des dadurch um so viel später eingetroffenen Zuges wurde jener tarifmäßige Aufenthalt in einen ganz gewöhnlichen kurzen Anhalt von nur wenigen Minuten verwandelt und wir mußten, in größter Hast nur einige Bissen erhaschend, fast eben so hungrig, als wir gekommen, weiter fahren. Zum Ueberflusse hatten sich, während die ganze Gesellschaft aus unserm vollständig besetzten Coupé nach der Restauration gestürzt war, drei oder vier Capuziner gemüthlich auf unsern Plätzen trotz der darauf liegenden Mäntel und Reiseeffecten niedergelassen, und mußten erst wieder hinwegcomplimentirt werden. Das

war aber gar nicht so leicht, denn der Conducteur, anstatt uns in unserm ältern Rechte zu unterstützen, trieb nur zur Eile, weil der Zug gleich abgehen würde. Ueberhaupt fand ich in Bayern, mit weniger Ausnahme, nicht so gefällige Bahnbeamte, als z. B. bei uns in Sachsen, und es ist mir nie ganz klar geworden, ob hier der Conducteur wegen der Reisenden, oder die Reisenden wegen dem Conducteur da sind. Endlich entschlossen sich die geistlichen Herren zum Nachgeben, weil in zweiter Classe für uns kein Platz mehr frei war, und begaben sich nach der dritten Abtheilung, da ihnen, die in diesem Lande freie Fahrt haben, alle Plätze, wenn sie frei sind, zu Gebote stehen.

Ohne weitere besondere Erlebnisse überschritten wir bei Donauwörth die Donau und kamen Abends 7 Uhr auf dem Bahnhofe zu Augsburg an. Hier in dieser berühmten Stadt der historischen Erinnerungen und Alterthümer, welche wir aber für dieses Mal wegen der uns näher liegenden Befriedigung materieller Bedürfnisse, als Hunger, Durst und Schlaf, gänzlich ignorirten, sollte unsre Nachtrast sein. Wir fuhren mit dem am Bahnhofe haltenden Omnibus des Hotel „die drei Mohren" nach diesem Hause und trugen damit wenigstens in gewisser Beziehung den geschichtlichen Denkwürdigkeiten Augsburgs Rechnung. Denn dieses Haus, das der älteste Gasthof Deutschlands sein soll, gehörte einst den Fuggers, diesem berühmten, von dem Weberstuhle zu der Grafenkrone sich empor geschwungenen Geschlechte, das einstens die reichsten Kaufleute der Welt in seinen Gliedern zählte. In

diesem Hause bewirthete Graf Anton Fugger den Kaiser Karl V. In diesem Hause wohnte in neuerer Zeit Napoleon I., und seine, sowie vieler andern Berühmtheiten Handschriften soll man noch in den alten Fremdenbüchern finden. Wir suchten jedoch heute lieber die Handschrift des Kellners in der Speisekarte, und begaben uns nach einem guten Abendessen sofort zur ersehnten Ruhe in unsre, durch ihre Größe einer Reitbahn nicht unähnliche, aber eben deshalb schätzenswerth luftige und im Uebrigen bequeme und reinliche Stube.

Am Sonntag, den 11. Juli, fuhren wir mit dem Omnibus wieder nach dem Bahnhofe, um mit dem früh 8 Uhr 15. Min. nach Kempten weiter gehenden Zuge abzufahren. Bis nach dieser Stadt ist die Bahn jetzt erst vollendet, soll aber ihrer Beendigung bis Lindau am Bodensee für Ende nächsten Jahres entgegensehen. Um 12 Uhr Mittags kamen wir, kurz vorher auf einer schönen und hohen Brücke über die Iller fahrend, in Kempten an. Auf diesem Wege wurde uns zum ersten Male der Anblick ferner Schneeberge. Eben so zeigte sich für uns das Andre und Fremdartige des Landes in der eigenthümlichen Bauart der Häuser, die schon größtentheils den reizenden Styl der Schweizerhäuser angenommen hatten. Holz auf massivem Steingrunde für Hauswand und Dach ist das Hauptmaterial. Die Form ergötzt das Auge durch die um jede Etage sich außerhalb herumziehenden offnen und zierlichen Gallerien; durch die weit vorragenden mit Schnitzwerk versehenen Dächer, die malerisch mit Steinen beschwert sind, damit die in

diesen Berggegenden vielfach herrschenden Stürme nicht so oft die leichten Schindeln packen und wegführen können. So belebt sich durch diese zierlichen, mit freundlichen Farben geschmückten Häuser die Landschaft in der muntersten Weise. — In Kempten, woselbst wir uns sogleich nach unserer Ankunft Plätze in der um 1 Uhr nach Lindau abgehenden Eilpost sicherten, war nur Zeit, etwas magern Kalbsbraten, dessen zähes Fleisch sich fadengleich in die Länge zog, zu genießen. Eine kleine Beichaise nahm uns Beide, sowie einen alten Herrn aus München und eine Dame aus Krems, die Wittwe eines Obersten, und eine gesprächige charmante Frau, auf. Wir waren in unserm kleinen Wagen, den wir auf allen Stationen beibehielten, recht gut aufgehoben und führten eine erfreuliche, heiter anregende Unterhaltung, die ganz besonders durch den liebenswürdigen Humor der Frau Oberst gewürzt wurde. Sie reiste zu unserm Bedauern nur bis Lindau mit uns, um am andern Morgen mit dem Dampfboote nach Bregenz zu fahren und dort einen seit zwanzig Jahren nicht gesehenen Bruder zu besuchen. Der Weg war interessant. Die Dörfer, denn eine Stadt berührten wir auf der ganzen Länge der Straße nicht, boten jetzt vollständig den Anblick der Schweizerdörfer. Die Alpen traten uns mit ihren Silberhäuptern immer näher, und das anregende Gefühl einer großen Erwartung stimmte uns freudig und lebhaft. Der Weg senkte sich mehr und mehr abwärts. Aber ein unvergleichlich herrliches Bild sollte uns von der letzten Höhe vor Lindau werden! Schon streckten

sich nach 8 Uhr Abends die Schatten in längeren Gestalten über den Weg; schon begann der Anfang der Dämmerung; aber die Sonne zögerte freundlich am Rande des Horizontes, um uns noch die große tiefblaue Fläche des Bodensee's zu zeigen. Bereits lag ein magischer Duft über dem Gemälde, aber nicht um es zu verhüllen, denn unter uns die Stadt, die zahlreichen Ortschaften, die Waldungen und grünen Fluren, der große See und an seinem jenseitigen Ufer die Mauern der Berge — Alles trat dem überraschten Auge deutlich entgegen und der Duft erhöhte nur den Farbenschmelz und schuf ein Bild des Abends, wie es nur jene Gegenden so zart und reizend bieten können. Aber die höchste Pracht erhielt das Gemälde durch das wunderbare Glühen der über die jenseitigen Berge hervorragenden Tyroler und Schweizer Gletscher und Hochalpen. Diese empfingen uns an der Pforte der Schweiz mit ihrem herrlichsten Schmucke, mit einem Strahlendiademe, das unbeschreiblich wie unnachahmlich nur in der Erinnerung fortleben kann, das wir aber auch so schön und rein wie hier während unsrer ganzen Reise durch die Schweiz nicht wieder finden sollten. Es war ein zauberhafter Anblick! Während unsre Augen wie festgebannt auf jenen rothen Höhen lagen, fuhren wir über eine lange Brücke nach der auf einer Insel des See's liegenden Stadt. Die Dunkelheit gewann die Macht, und auch das Glühen der Alpen erlosch, wie die Farbe des Lebens von der Wange des Menschen verschwindet, wenn das Blut seines Herzens stockt.

Bei einbrechender Nacht befanden wir uns sämmtlich in dem Gasthofe „zur Krone", um hier unsre Nachtruhe zu erhalten.

Am Montag, den 12. Juli, früh 5 Uhr begaben wir uns auf das Dampfboot, das 5½ Uhr nach Schaffhausen abfährt. Hier wurden wir noch angenehm durch die Freundlichkeit der Frau Oberst berührt, welche sich, trotzdem, daß das nach Bregenz gehende Dampfboot erst um 7 Uhr abfährt, dem Schlafe entrissen hatte und uns auf unser Schiff nachgeeilt war, um uns noch einmal zu sehen. Die eben vorbereitete Abfahrt gestattete uns nur, wenige, aber herzliche Worte zu wechseln.

Pünktlich 5½ Uhr wurde der Anker der Concordia, so hieß unser steamer, gelichtet. Das schönste Wetter begleitete uns und öffnete weit den Blick auf das jenseitige reizende Schweizerufer, das mit seinen bunten Ortschaften, seinen Matten und den höher liegenden zerstreuten Sennenhütten, vor Allem aber und über Alles hinausragend mit seinen Bergen und Hochalpen, deren Spitzen der ewige Schnee deckt, wie ein ruhiges Panorama vor uns aufgerollt war. Auf der Spiegelfläche des Bodensee's, die heute dem Auge schön grün erschien, fuhren wir den unbekannten Gegenden erwartungsvoll entgegen. Namentlich fesselte unsere Blicke ein ungeheurer Schneeberg, der gerade vor uns, aber wer weiß, wie weit noch von uns entfernt, dalag und wie der König der Riesen aussah. Den See fanden wir, wie später überhaupt alle Seen der Schweiz, nicht sehr belebt; nur einzelne Fracht-

schiffe zogen dahin; mitunter tauchte ein kleiner Fischernachen auf; aber das eigentliche frühere Leben scheint durch die Dampfboote, welche den See zu bestimmten regelmäßigen Zeiten in allen Richtungen durchkreuzen, verloren gegangen zu sein.

Das Dampfboot fuhr dem jenseitigen Schweizerufer zu, und legte zuerst an dem Schweizer Marktflecken Rorschach an. Hier herrschte sowohl im Hafen, als am Ufer lebhafter Verkehr, denn Rorschach besitzt einen starken Getraidehandel. Recht hübsche Häuser, unter ihnen einige schön aussehende große Hotels umstanden den Hafen, waren aber, wie die Häuser in allen größeren Orten der Schweiz nach unsrer modernen Weise gebaut und hatten den zierlichen Schweizerstyl gänzlich verlassen. Bald traf auch ein anderes, unsre Bahn kreuzendes Dampfschiff ein und landete neben uns.

Nachdem aus dem Gewühle heraus wir unsern Weg wieder angetreten, oder vielmehr unser Boot wieder in Bewegung gesetzt worden war, fuhren wir nunmehr immer längs der Schweizer Küste und eine geringe Entfernung von derselben haltend, weiter. Je mehr vorwärts wir aber rückten, desto flacher gestalteten sich die Ufer und zuletzt schwanden die Hochalpen hinter uns ganz aus unsern Blicken. Da der Neuling gern gemeint ist, sich die Schweiz nur aus lauter ganz entsetzlichen Felsen und Bergen bestehend zu denken, so erschien uns natürlich dieses mehr in die Hügelform übergegangene Land gar nicht mehr wie eine Schweizergegend. Man darf jedoch den Ausdruck

„Hügelform" nicht ganz so verstehen, wie man sich etwa in unsrer flachen Leipziger Gegend einen Hügel denkt. Der Maßstab, den wir jetzt nach dem eben erst in uns aufgenommenen Bilde der Hochalpen, an die Verhältnisse legten, war natürlich ein andrer, als jener, den man in der flachen Ebene anwendet. So mochte unter diesen Hügeln mancher sein, den wir in unsrer Heimath dreist für einen tüchtigen Berg erklären würden.

Es war 10 Uhr, als wir vor Constanz anlegten, und durch die uns nicht angenehme Nachricht überrascht wurden, daß das Dampfboot hier drei Stunden Aufenthalt hätte. Ein fast unerträglicher Zustand von Hitze war eingetreten; glühend heiß schien die Sonne von einem wolkenlosen Himmel hernieder; und dennoch mußten wir, wenn wir nicht die drei Stunden in der schwülen Luft der Cajüte verschlafen wollten, uns geduldig dem sengenden Sonnenbrande aussetzen, um die Stadt zu sehen und nach ihr einen ziemlich großen Sandplatz, der sich zwischen dem Ufer und den ersten Häusern von Constanz ausdehnt, überschreiten. Doch Schlafen und am aller Wenigsten Verschlafen ist unsre Sache nicht; der Gedanke, etwas Neues sehen zu können, besitzt eine magische Kraft und überwindet leicht und schnell die Mühseligkeiten. Die andre Reisegesellschaft vertheilte sich je nach den Neigungen oder auf's Geradewohl. Wir Beide, weder hungrig noch durstig, zogen langsam nach der Stadt. Alte, hohe, nach der Straßenseite gerichtete Giebel tragende Häuser in der Bauart des deutschen Mittelalters schauten

finster mit ihren bleichen, bleigefaßten Fenstern auf uns herab, boten aber durch Colonnaden-Trottoirs, die wie in den böhmischen und schlesischen Städten innerhalb der Häuser und unter den vorgebauten obern Etagen liefen, einen willkommenen Schutz gegen die Sonne. So gelangten wir, langsam weiter schlendernd, an den schönen Dom oder Münster, dessen Thurm bis in seine Spitze von einem großen Gerüste umgeben war und eben reparirt wurde, aber dennoch, wie uns ein Anschlag verkündete, besteigbar war. Da wir Zeit genug übrig hatten, wollten wir die Gelegenheit, eine Uebersicht über die Gegend zu gewinnen, nicht unbenutzt vorübergehen lassen, traten durch die offene Thüre in den Thurm und stiegen langsam auf den bequemen Stufen empor. Oben erwartete uns die schönste Aussicht über den See, so wie ringsum nach der Schweiz und nach den über dem See drüben liegenden Würtemberg'schen und Baden'schen Landen. Der Thurmwächter erklärte uns die Gegend und gab uns bei dem Herabsteigen noch den Anblick einer großen Glocke als Zugabe. Es soll das dieselbe sein, welche in Friedrich von Schiller zuerst den Gedanken erweckt hat, an die Bedeutungen einer Glocke ein Gedicht anzuknüpfen. Unten wieder angekommen, gingen wir noch durch den offenen und schönen Dom, aber ohne uns einen Cicerone zu erbitten und seine eben so schnell wieder vergessene Erklärung der Epitaphien anzuhören.

Die wegen ihrem großen historischen Bezuge jedenfalls bedeutendste Denkwürdigkeit von Constanz

hatten wir uns bis zuletzt aufgespart. Es war das, wie ihn eine große an dem Hause angebrachte Firma selbst nennt, der Conciliumssaal, der noch in derselben Einrichtung, äußerlich als innerlich, erhalten worden ist, wie er zu der Zeit gewesen sein mag, in welcher Hyronimus Huß darinnen vor dem Concilium gestanden hat. Eine Treppe führt gleich von der Straße aus zu dem, in der ersten Etage eines ganz alterthümlichen Hauses befindlichen großen, von hölzernen Säulen getragenen Saale. Alte verblichene Holztafeln sind die Zier seiner Wände. Aber ein entsetzlicher Uebelstand mußte von uns hier überwunden werden, der allerdings der Idee an die vermoderte Zeit früherer Jahrhunderte eine recht empfindliche und lebhafte Nahrung gab. Wahrscheinlich befinden sich in demselben Hause, wie wir aus verschiedenen umherlehnenden Klötzen und Tischen vermutheten, die Fleischbänke des Ortes; wenn nun auch an dem heutigen Tage keine weitere Auslegung der thierischen Waare ersichtlich war, so mußten doch unten oder oben — wer mochte das in diesem Dunste ermitteln — unsichtbare Behältnisse die übriggebliebenen Fleischreste bergen, welche nun, wahrscheinlich in Folge der großen Hitze, in dem ganzen Gebäude einen Geruch verbreiteten, der etwas zu täuschend mit der ganzen Umgebung in ihrem Staube und Schmutze zu wetteifern suchte. Doch auch das wurde durch das historische Interesse, welches jener ernste Raum erweckte, überwunden, und sogar noch ein Nebencabinet besucht, das gegen ein Douceur eine Ausstellung verschiedener Curiositäten enthielt und

in welchem glücklicherweise der Stickgeruch nicht eine so fürchterliche Obergewalt gewonnen hatte. Unser Interesse erregte zunächst der mit der Erinnerung, welche diese Räume erweckten, in Verbindung stehende Kerker von Huß, der in der Form eines Kamines gerade nur so groß war, daß ein Mensch darinnen sitzen konnte. Er war aus einem nahen frühern Kloster ausgebrochen und hierher gebracht worden. Der Märtyrer hat in diesem schrecklichen Raume eine lange Zeit zubringen müssen, und man wird bei der Anschauung dieses barbarischen Kerkers von dem entsetzlichen Gedanken erfüllt, jenen zu der Beendigung seiner Leiden durch den Feuertod förmlich Glück zu wünschen. Das wilde Thier zerreißt und verschlingt seine Beute, aber zu allen Zeiten hat es Menschen gegeben, die das Thier an Grausamkeit und Mordgier, und ganz besonders in Auffindung der fürchterlichsten Martern für das arme Schlachtopfer weit zu übertreffen wußten. Und das sind Menschen, denen Gott Vernunft und Gefühl gab! Ist es aber jetzt besser geworden? Die neuere und neueste Geschichte antwortet leider immer noch mit „Nein!" — — — Noch sahen wir unter den angesammelten Gegenständen eine heidnische, in der Nähe von Constanz aufgefundene Gottheit. Es war eine mißgestaltete Klumpenfigur, aber der Gedanke, unter welchen Verhältnissen sie einst geschaffen worden, von welchen Menschen und in welcher Zeit sie einst verehrt worden sein mag, beschäftigt, eben so wie die Vergleichung jener Zeit mit dem Zeitalter von Huß und endlich mit dem unsrigen,

den denkenden Menschen und knüpft eine Kette von Vergleichungen und Ideen daran, die eben das Interesse erklären läßt, das derartigen Sammlungen einen so entschiedenen Werth beilegt.

Wir kehrten nach unserm Dampfboote zurück. Da die Abfahrt desselben erst um 1 Uhr stattfand, die Uhr aber erst Mittag war, so empfanden wir, denn zum Weiterlaufen in der Stadt war die Hitze zu unerträglich geworden, während dieser Stunde eine recht ordentliche Langeweile, die nur dadurch von Nutzen für uns wurde, daß sich meine Frau an eine junge Belgische Dame anschloß, und von dieser erfuhr, daß sie mit ihrem Manne gleich uns beabsichtige, von Schaffhausen nach Zürich weiter zu reisen. Wir benutzten diesen Umstand, um mit dem liebenswürdigen Paare zu verabreden, die Reise von Schaffhausen bis Zürich zusammen mit einem besonderen Geschirre noch denselben Abend zu bewerkstelligen, weil die Post, wie wir erfahren hatten, erst früh geht. Sogleich nach Abfahrt des Dampfbootes wurde die Table d'hôte auf dem Verdecke unter dem Schutze eines Zeltes servirt. Es war ein großer Genuß, die schönen Ufer des Bodensees so recht con amore betrachten zu können und von dem freundlichen, an der Tafel mit uns sitzenden Capitaine die vielen Städte, Dörfer, Burgen und Höhen nennen zu hören, an denen wir vorüberfuhren. Der See wurde von seinen Ufern immer mehr zusammengedrängt und ging zuletzt ganz in den Rhein über, der, durch die ganze Länge des Sees fließend, an seinem westlichen Ende wieder aus ihm heraustritt.

Wir waren jetzt auf dem Rheine und näherten uns der Stadt Stein. Da gab der Capitain eilig das Signal zum Abräumen der Tafel; das Dessert mußte halb im Stiche gelassen werden; das Zelt wurde schnell niedergerafft und gleichzeitig die Esse des Bootes herabgelassen, denn wir mußten unter einer Brücke hinweg fahren, die so wenig hoch über den Rhein führte, daß eben alle nur einigermaßen in die Höhe stehenden Gegenstände mit größter Beschleunigung hinweg zu schaffen waren. Glücklich kamen wir durch die Brücke, hielten kurze Zeit vor Stein an und langten darauf gegen 5 Uhr Abends vor Schaffhausen an.

Schaffhausen, die Hauptstadt des gleichnamigen Cantons, mit alterthümlichen Gebäuden und 7500 Bewohnern, bietet an und für sich kein großes Interesse dar und wird von Fremden nur wegen des, eine kleine Stunde davon entfernten Rheinfalles besucht. Wir hielten uns in Schaffhausen nur so lange auf, als nöthig war, um mit einem Lohnkutscher zu accordiren, der uns nach Zürich und zuvor nach dem unweit dieser Straße sich befindlichen Rheinfalle bringen sollte. Er versprach uns vier Personen bis bald nach Mitternacht nach Zürich zu schaffen.

Nach einer halben Stunde saßen wir Beide mit dem Belgischen Ehepaare in einem sehr bequemen Wagen und hielten dreiviertel Stunde später vor einem Gasthause in der Nähe des Rheinfalles. Schon vorher bemerkten wir an den Stellen, die uns von der Straße aus einen Blick auf den nahen Strom offen ließen, daß derselbe immer unruhiger wurde. Er

stürzte, schäumend wie ein wilder Gebirgsbach, in weißen lebhaft aufgeregten Wellen weiter, und in der That senkt sich auch schon von Schaffhausen aus sein Bett jäh und jäher.

Wir gingen zu Fuß hinunter nach dem Falle, aber schon lange bevor wir ihn sahen, hörten wir sein donnerähnliches Brausen. Der etwas hohl liegende Weg bog sich zur Seite und bei einer dicht am Rheine befindlichen Eisengießerei konnten wir plötzlich das imposante Bild des Falles mit dem Auge fassen. Der Rhein stürzt mit ungeheurer Macht 60—80 Fuß senkrecht über Felsen herab. Weniger durch die nicht gerade bedeutende Höhe, als durch die große Breite des Stromes, der in vollster Ausdehnung herniederfällt, versetzt dieser Anblick in die größte lebhafteste Ueberraschung. Es ist ein unbeschreiblich schöner, wunderbar erhebender Anblick! Ununterbrochen stürzen Massen auf Massen herunter; schon in weiter Entfernung fühlt man den in weißen Wolken aufsteigenden Schaum. Uns aber sollte das Bild in seiner größten Vollkommenheit entzücken, denn der Strahl der Sonne, der heute so rein herabfiel, malte die Farben der Iris auf die Wellen und ließ das siebenfarbige Gewand hoch empor auf dem Staube des Wassers zittern, der durch die Gewalt des Falles aufstieg und von den wehenden Lüften wie ein feiner Schleier über das Thal getragen wurde. Wenn das Auge diese magischen Eindrücke staunend erfaßt, so erhöht der brausende Donner, der das Ohr erzittern macht, die Großartigkeit der Scene, und es bedarf

einer Sammlung, um sich aufzuraffen und zu weiteren Genüssen überzugehen, wenn gleich nicht weggeleugnet werden kann, daß dieser erste Totaleindruck auch der gewaltigste bleibt. Wir mietheten einen Kahn, der uns nach dem linken Rheinufer hinüber bringen sollte. Auf wieder ruhig gewordenem Wasser, in vorsichtiger Entfernung von dem Falle, aber immer noch reichlich benetzt von dem Staube, den die Lüfte bis über uns hinwegführten, fuhren wir ab und landeten bald an dem jenseitigen Ufer. Auf einer Höhe hier und dicht über dem Falle liegt das Schloß Laufen. Wir stiegen den steilen aber schattigen Weg nach dem Schlosse hinauf, weil man von dort nicht nur die beste Ansicht des Falles selbst, sondern dieselbe namentlich auch aus größter, ja unmittelbarer Nähe hat. Das Schloß Laufen ist im modernen Style und mit einer Art niedlichem Luxus erbaut. Nachdem wir das festgesetzte Entrée von 1 Franc für die Person erlegt hatten, wurden wir durch hübsche Zimmer nach einem Balcone geführt, und sahen hier den ganzen Fall dicht unter uns, konnten auch das lebendige Bild beliebig durch angebrachte farbige Gläser in das Unnatürliche übersetzen. Mein Auge wurde besonders durch eine ungeheure Wassermasse gefesselt, die sich über einen verborgenen Felsen ergoß (denn andere Felsen ragen wieder weit über das Wasser empor) und die in so großer Stärke hinunterstürzte, daß sie wie eine sich drehende Kugel in stets gleichbleibender Form und ohne je schwächer zu werden, erschien. Welche Un-

masse Wasser mag hier in einer einzigen Minute herabfallen!

Wir stiegen von dem Schlosse innerhalb einer Parkanlage auf schmalem Wege herab und gelangten an einen hölzernen Vorbau, der, so zu sagen, in den Fall selbst hineinhing, und über welchen hinweg von Zeit zu Zeit einzelne Sturzwellen schlugen. Denjenigen unter uns, welche sich bis an die vordere Brustlehne wagten, wurde zum Schutze der Kleider ein Makintosh umgehängt. Es ist leicht erklärlich, daß dieser unruhige — denn das ganze Gebäude zitterte von der Gewalt der antosenden Wellen — und ganz von Wasser und Wasserstaub eingehüllte Standpunkt nicht einen besonders guten Ueberblick des Falles gewähren konnte, wie er sich von dem obern Balcone dargeboten hatte; inzwischen ist zuweilen das Eigenthümliche interessanter als das Schöne, und wir verließen dieses Wasserhaus durchaus befriedigt und zufolge des uns selbst oft unerwartet neckenden Wellenspieles in heiterster Laune.

Der Kahn brachte uns an das jenseitige Ufer zurück. Noch einmal faßten wir das ganze herrliche Bild in das Auge, bogen dann in den wieder nach Oben führenden Weg, und erreichten bald den uns erwartenden Wagen. Es war 7 Uhr vorüber, als wir weiter fuhren.

Von unserer Reise nach Zürich läßt sich nicht viel sagen. Das Land bot, so lange wir die Gegenstände deutlich erkennen konnten, nichts Besonderes dar. Es kam uns abermals so vor, als wären wir

nicht in der Schweiz, denn wir sahen gute fruchtbare Felder, und keine der fürchterlichen Berge, die man nun einmal ausschließlich in der Schweiz erwartet. Der Kutscher fuhr gut, doch schien es uns bald, daß unsere Ankunft in Zürich nicht so zeitig erfolgen würde, als wie er uns Hoffnung gemacht hatte. In dem Städtchen Bülach, in das wir Schlag 10 Uhr, empfangen von dem Rufe des Nachtwächters, einfuhren, wurden die Pferde abgefüttert; auch wir benutzten Zeit und Gelegenheit, eine kleine Mahlzeit einzunehmen.

Kurz vor 3 Uhr kamen wir endlich in Zürich vor dem Hôtel Bauer an. Während von dem aus ihrer Ruhe gestörten Mädchen die Betten der uns angewiesenen Stube bereitet wurden, unterhielt ich mich mit der im Zimmer angeschlagenen Hôtel-Einrichtung und fand in dieser die lobenswerthe Bestimmung, daß von 11 Uhr Abends an im Hause nichts mehr zum Trinken gereicht würde, um den Schlafenden keine mögliche Störung zu verursachen; eben so wurden alle spät zu Hause Kommenden oder früh zeitig abreisenden Personen gebeten, sich mit größter Vorsicht zu bewegen, damit die Ruhe des Hauses nicht unterbrochen werde. Ich habe später dieselben Bestimmungen und Wünsche in andern großen Hôtels der Schweiz gefunden.

Die Betten waren geordnet und es wird mir Jeder glauben, daß wir keine lange Zeit bis zum Einschlafen warteten.

Das erste von Zürich nach Horchen gehende Dampfboot, mit welchem diejenigen Personen ab-

reisen, welche am Abende auf dem Rigi sein wollen, fährt früh 8 Uhr ab. Das zweite geht um 10 Uhr, und wenn auch diese zweite Fahrt für die Rigireise nicht ganz geeignet ist, weil sich in Horchen an sie kein Omnibus nach dem Zuger See, wie an die erste, anschließt, und weil ferner die Tour bis auf den Rigicolm für denselben Tag fast zu weit wird, so mußten wir sie doch wählen und erst mit ihr abgehen, um wenigstens etwas Ruhe zu finden und noch die Zeit zu haben, unsere Effecten umpacken zu können. Denn wir mußten von Zürich den Koffer mit der Post nach Thun gehen lassen und uns nur mit dem Nöthigsten in unsrer Reisetasche begnügen, da für die Gebirgswege der nächsten acht Tage jede unnöthige Packerei zu beseitigen war. Nachdem der Koffer gepackt und zur Post besorgt war, erkundigten wir uns nach unsern gestrigen Reisegefährten, und hörten, daß sie heute in Zürich bleiben würden, aber bereits früh 8 Uhr eine Partie nach dem Hütliberge unternommen hätten, um bis Mittag zurück zu sein. Es blieb uns daher nichts weiter übrig, als ihnen unsere Grüße zurück zu lassen. Wir aber wanderten nach dem Dampfboote und fuhren um 10 Uhr nach Horchen weiter.

Die Ufer des Züricher See's bieten, mit den schönen Gebäuden der Stadt Zürich geschmückt und später durch unzählige Ortschaften und einzelne prächtige Wohnhäuser belebt, das Bild eines heitern Wohlstandes. Ueberall Lebendigkeit, überall ein durchaus freundlicher Charakter! Und zwischen diesen Ufern

der schöne ruhige Wasserspiegel, so wie vor uns im fernen Grunde die Berner Hochalpen in dem glänzenden Schneekleide! Trotz der sengenden Hitze entfernte man sich doch nicht von dem Verdecke und dem Genusse jener herrlichen Aussicht. So gelangten wir gegen Mittag nach Horchen, einem kleinen freundlichen Oertchen, an welchem man das Dampfboot verlassen muß, wenn man nach dem Zuger See und dem Rigi will. Hier, wo wir etwas Mittagsbrod zu uns nahmen, galt es nun vor allen Dingen, ein Geschirr zu ermiethen, weil der den Weg nach Zug und Art vermittelnde Omnibus sich nur an die erste Fahrt des Dampfbootes anschließt. Das hatte aber seine besonderen Schwierigkeiten, denn alle Pferdebesitzer, zu denen unser gefälliger Wirth sandte, hatten entweder ihre Thiere nicht zu Hause, oder gaben irgend einen Grund an, aus welchem sie uns nicht fahren konnten. Endlich nach 1 Uhr bekamen wir einen tüchtigen Einspänner, und zögerten nicht, bei der großen Entfernung, die wir heute noch vor uns hatten, uns sofort auf den Weg zu machen. Die Straße geht von Horchen aus fortwährend bergaufwärts, denn es muß die Höhe überschritten werden, welche die beiden Seen, den Züricher und Zuger, trennt. Das Pferd mochte wohl in gutem Schritte 1½ Stunden unausgesetzt gestiegen sein, ehe wir einen Weg erreichten, auf welchem endlich schneller gefahren werden konnte. Auf der ganzen Strecke hatten uns mannigfach wechselnde und prächtige Aussichten erfreut; einmal nach den Bergen vor uns, das andre Mal nach

der links von uns sich ausbreitenden blauen Wasserfläche des Züricher See's und seinen reizenden Ufern. Nebenbei berührten wir auf unserer Straße ein paar Stellen, welche durch den sogenannten Sonderbundskrieg ein historisches Interesse bekommen hatten. So machte uns der Kutscher auf einen Ort aufmerksam, an welchem damals ein blutiger Zusammenstoß stattgefunden hatte. Endlich senkte sich der Weg wieder und öffnete uns die Aussicht nach dem kleinen Zuger See, der einen ganz andern Charakter wieder entfaltet, als der Züricher. Nicht so reich belebt und freundlich auf seinen Ufern, imponirt er dagegen weit mehr durch die hohen und mächtigen Berge, von denen er dicht umschlossen ist, und unter welchen uns gegenüber und jenseits des See's der Pilatus und nach unsrer linken Seite hin der Rigi ganz besonders hervorragen. Wir fuhren nach dem See hinunter und kamen bald in die kleine Stadt Zug, die Hauptstadt des gleichnamigen Cantons. Hier wurde das Pferd gefüttert, um es bei der drückenden Hitze neu zu stärken. So schnell aber, als nur thunlich und ungefähr gegen 4 Uhr fuhren wir weiter. Von Zug geht der Weg fortwährend dicht am See bis zu dem am Fuße des Rigi liegenden Flecken Art. Dieser Weg gehört zu den schönsten, die wir bis jetzt kennen gelernt hatten. Ueberall hin zeigen sich die großartigsten Bilder; nur die stille Fläche des prächtigen blauen See's giebt dem Auge einen lieblichen Ruhepunkt, aber sie kann es nicht lange fesseln; die hohen Berghäupter, die riesigen Felsenmassen des Pilatus und

Rigi ziehen es empor, und unwiderstehlich schweift der Blick mit den Gefühlen der Sehnsucht und Erwartung nach ihnen hinauf. Der Himmel blieb schön und rein und wir wurden nur um so fester in unserem Vorhaben bestärkt, heute noch um jeden Preis den Colm des Rigi zu erreichen. In Art stiegen wir in dem neugebauten recht guten Hôtel Rigi ab und sandten den Kutscher zurück. Gleichzeitig nahm ich hier auf unbestimmte Zeit einen Führer an, dem ich täglich 6 Francs, den gewöhnlichen Lohn, bewilligte, und miethete für uns Beide Pferde nach dem Rigi-Colm, da dessen Ersteigung bei gutem Schritte drei volle Stunden erfordert und es bereits 7 Uhr geworden war. Mit dem Führer und einem Pferdetreiber traten wir jetzt den Weg in der ganzen Freude der Erwartung an, welche das erste Ersteigen einer bedeutenden Berghöhe — der Rigi liegt 5700 Fuß über der Meeresfläche — erregt. Anfänglich geht die Straße in dem von dem See aus nördlich vom Rigigebirge sich hinziehenden Thale eben vorwärts bis zu dem eine halbe Stunde entfernten Flecken Goldau. Dieser Ort hat durch den großen am 2. September 1806 stattgefundenen Bergsturz, der ihn fast ganz verschüttete, eine traurige Berühmtheit erlangt. Es glitt damals eine ungeheure Bergmasse mit Allem, was darauf war, mit Waldungen, Sennenhütten, Heerden ꝛc. in das Thal hernieder, und richtete in wenigen Augenblicken furchtbares Unglück an Menschenleben und Besitzthümern an. Der Führer zeigte uns links oben an dem Kamme der dem Rigi gegenüberliegenden Höhe die

große noch ganz kahle Strecke, von welcher der Berg sich losgelöst hatte; und in der ganzen Länge des Thales erkannten wir noch aus den vielen wild über und durch einander geworfenen Felsenblöcken, wie verheerend und wie umfassend der Sturz gewesen war.

Von Goldau aus beginnt das Aufwärtssteigen, um ohne Unterbrechung bis auf den Colm fortgesetzt zu werden. Wir kamen bei anbrechender Dämmerung an einigen Sennenhütten vorüber; später, als es schon ganz dunkel geworden, erreichten wir das Kapuziner-Hospiz: „Maria zum Schnee", und ritten still durch die stillen Gebäude, welche den Weg von beiden Seiten umstanden. Es war ein herrlicher, ruhiger Abend; die Sterne funkelten über uns; nur am fernen östlichen Horizonte blitzte es stark. Eine erfrischende Kühle labte nach der Hitze des Tages die frei in die Nacht aufathmende Brust. Lautlos verfolgten wir den einsamen Weg; nur der gleichförmige Hufschlag der Pferde traf an unser Ohr, oder die helle Glocke der auch während der Nacht auf der Weide bleibenden Rinder ertönte näher oder ferner; zuweilen vernahmen wir auch den langgedehnten Ruf eines Alpenhornes. Ungefähr 9½ Uhr kamen wir auf der Rigistaffel an. Hier liegt ein gutes Wirthshaus, das uns hellerleuchtet entgegenstrahlte, von Fremden also reichlich besetzt war; von diesem Hause hat man noch eine halbe Stunde bis an das Hôtel auf dem Rigi-Colm. Schon zuvor hatte unser Führer die Vorsicht gehabt, den Pferdetreiber auf einem nähern Fußsteige nach dem Colm vorauszuschicken, um für uns Nachtquartier

oben zu bestellen, denn es ereignet sich nicht selten, daß auf dem Colm Alles besetzt ist und die Reisenden wieder nach der Staffel zurückkehren müssen. Das Letztere würde uns heute bei der vorgerückten Zeit sehr unpassend gewesen sein. An dem Staffelwirthshause vereinigen sich alle nach der Höhe des Rigi führenden Wege, man mag den Berg von irgend welcher Seite bestiegen haben, und von hier aus ist der Colm nur noch auf einem einzigen Wege zugänglich, der überdem sehr steil aufwärts geht. Nachdem wir uns bis hier ziemlich um den ganzen Berg gewunden hatten, befanden wir uns jetzt auf dem westlichen Abhange desselben, von dem die Felsen senkrecht hinunter nach dem Zuger See stürzen. Trotz der Dunkelheit der Nacht leuchteten doch die Flächen des Zuger See's und des weiter links von diesem liegenden Vierwaldstädter See's aus der Tiefe bis zu uns herauf und der Führer konnte sie uns deutlich bemerkbar machen. Der Himmel hatte sich zwar jetzt etwas umflort; inzwischen gaben wir die Hoffnung auf einen schönen Morgen nicht auf, weil wir uns von dem gleichfalls immer häufiger gewordenen Blitzen am östlichen Firmamente eine Reinigung der Luft versprachen. Endlich gelangten wir nach 10 Uhr und stark ermüdet von dem ungewohnten, anstrengenden Ritte vor dem guten, noch hell erleuchteten Gasthause auf dem Rigi-Colm an und hatten glücklicherweise ein Zimmer bekommen. Am Abende zuvor wäre das nicht mehr möglich gewesen. Da hat man im Speisesaale und in den Vorzimmern übernachten müssen. Eilig nah-

men wir noch ein kleines Nachtessen zu uns und überließen uns für die wenigen Stunden bis zu dem gehofften Sonnenaufgange einem stärkenden Schlafe.

Mittwoch, am 14. Juli, eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang, wurden die Bewohner des Hauses auf dem Rigi-Colm durch die nicht sehr schöne Melodie eines Alpenhornes geweckt und in Alarm gebracht. So schnell als es sich thun ließ, bewaffnete sich die ziemlich große Bewohnerschaft des Hôtels — Männer und Frauen — mit den nöthigsten Kleidungsstücken gegen die kühle Morgenluft; und wem gerade nichts Geeigneteres zur Hand gewesen sein mochte, der hatte sich in die weiße Friesdecke seines Bettes gewickelt. So, in dem buntesten und oft lächerlichsten Aufputze stürzte Alles zum Hause hinaus, und harrete des angekündigten und ersehnten Augenblickes, in welchem die Sonne aufgehen sollte. Der Himmel war nicht ganz rein, jedoch immer noch günstig genug, um eine gute Fernsicht nach allen Richtungen hin zu gestatten. Jetzt hob sich majestätisch die rothe Feuerscheibe der Sonne empor. Wenn sie auch bald nach ihrem Aufgange von kleinen Wölkchen bedeckt wurde, so blieb doch die Aussicht nach den Thälern gut und rein, und die sich in denselben so früh gern aufhäufenden Nebel waren nirgends zu bemerken. Dagegen kam die Wirkung der Sonne auf die südlich liegenden Ketten der Berner Schneeberge nicht zur Geltung, und das schöne Alpenglühen trat nicht ein, denn es mußte sich doch wohl zu viel Dunst auf jene Höhen, die gleichwohl vollkommen sichtbar blieben, gelagert

haben und dadurch die Sonnenstrahlen nicht mit hinreichender Macht auf die Eisflächen fallen können.

Man zählt vom Rigi vierzehn Seen. Nach allen Seiten hin ist eine freie erhabene Aussicht; aber besonders sind es zwei Bilder, welche das Auge nicht loslassen. Das eine Bild ist die stolze große Kette der Hochalpen; das andere entgegengesetzte sind die tief unter den Füßen liegenden herrlichen Seen: der Zuger, und noch mehr fast der links daran liegende, in der Figur eines großen Kreuzes sich ausbreitende Vierwaldstädter See. Die Felsen bis dort hinunter sind durch unzählige Rinderheerden belebt, die zwischen den zerstreuten Sennenhütten wie kleine bunte Punkte erscheinen; ihr wohltönendes Geläute zittert aber leise in die Stille der Höhe herauf. Wäre etwas geeignet, die Feierlichkeit des Augenblickes zu beeinträchtigen, so sind es die Menschen, die herauf gekommen waren, um die Sonne aufgehen zu sehen, und unter denen Viele sein mochten, die weder Herz noch Gefühl hatten, mit der Sonne die Natur zu bemerken. Es ist das ein Uebelstand, dem man auf allen sogenannten Modepunkten der Schweiz begegnet, und dem man nur dadurch entgehen kann, daß man sich gewöhnt, bei allem Rechtvielsehen Manches eben nicht zu sehen.

In hohem Grade entzückt von der Schönheit des Morgens an dieser herrlichen Stelle erwärmten wir uns noch durch eine Tasse Caffee und begaben uns darauf sofort zu Fuße mit dem Führer bergab nach Wäggis an dem Vierwaldstädter See, um dort das 9¼ Uhr nach Flüelen abgehende Dampfboot recht-

zeitig zu erreichen. Der Weg nach Wäggis führt drei Stunden lang außerordentlich steil, viel steiler als der nach Goldau, herunter, und ist uns, namentlich bei der zunehmenden Wärme, tüchtig sauer und beschwerlich geworden. Bis zur Rigistaffel mußten wir unsern gestrigen Weg wieder wandern. Von hier aus gelangten wir auf eine, der gestrigen entgegengesetzte Richtung. Die herrlichsten Fernen traten wechselnd vor unser Auge, je nachdem uns der auf dem südlichen Abhange des Rigi herabführende Weg bald nach Osten, Westen oder Süden seine Aussichten eröffnete. Unbeschreiblich schön, überzogen mit einem farbenreichen, zart-durchsichtigen Dufte, lag nach allen jenen Gegenden hin und in seiner malerischen Kreuzesform sich um den Berg herumziehend, der Vierwaldstädter See. An seinem westlichen Ende lag Luzern, die bigotte aber schöne Stadt; zwischen dem Vierwaldstädter und dem Zuger See sahen wir tief unter uns den kleinen Ort Küßnacht. Die Häuser standen da, so klein, zierlich und frisch, als hätten sie die Kinder aus der Schachtel aufgebaut. Eine kleine Schlucht links von Küßnacht bezeichnete uns der Führer als die berühmte „hohle Gasse". Für das Auge war sie von hier oben kaum erkennbar; aber deutlich konnten wir eine dabei errichtete Kapelle sehen.

Der Weg bog sich östlich und eröffnete uns die gegenüber liegende Aussicht. Vor uns lag eine in großem Rufe stehende und nach einem Brande 1849 schön aufgebaute Kaltwasser-Heilanstalt. Sie diente einem reizenden Bilde als Mittelpunkt. Rings umher

die blumenreichen grünen Matten; im fernen Hintergrunde die Hochalpen und tief, tief unten der östliche Theil des Vierwaldstädter See's. Jeder Schritt weiter brachte eine andere herrliche Aussicht. Wir gingen an den Gebäuden der Kaltwasser-Anstalt vorüber; eben so an ein paar einzelnen, weiter unten liegenden Sennenhütten und verfolgten, ohne zu ruhen, unsern sehr steilen und beschwerlichen Weg. Die Felsen, an denen wir jetzt vorüber schritten, bestanden aus Millionen kleiner Steine, die aber durch einen unzerbrechbar festen Kitt eng verbunden und zusammengeschmolzen sind, und dadurch eben so große Massen bilden, wie die ungeheuren Blöcke des Urgebirges. Die Hitze wurde immer stärker, und wenn wir auch den steilen Weg abwärts stiegen, so zählen die vielen vergossenen Schweißtropfen denselben doch zu einem der beschwerlichsten, die wir, allerdings mit Berücksichtigung der Temperaturverhältnisse, gemacht haben. Doch schritten wir immer wacker vorwärts, und langten nach drei Stunden — $8^3/_4$ Uhr — zur rechten Zeit in Wäggis an. Es ist das ein sehr freundlicher Ort an dem südlichen Abhange des Rigi auf dem reizend schönen Ufer des Vierwaldstädter See's; hier herrscht zufolge der günstigen, vor rauhen Stürmen geschützten Lage ein überaus mildes schon ganz italienisches Clima, so daß Wein, Feigen und Mandeln gedeihen. In einem der ersten Häuser, an welchem wir vorüber kamen, waren zwei junge eingefangene Gemsen zu sehen. Wenn diese auch keinen Ersatz für eine in der Wildniß befindliche Heerde bieten konnten, so betrachteten

wir doch jene niedlichen Thiere mit Interesse und in dem richtigen Vorgefühle, daß wir wilde Gemsen schwerlich zu Gesicht bekommen würden. In Wäggis konnten wir noch etwas Frühstück zu uns nehmen. Um 9¼ Uhr aber fuhren wir mit unserm Führer, den wir noch ferner beibehalten wollten, auf dem inzwischen von Luzern angelangten Dampfboote nach Flüelen weiter.

Die Ufer des Vierwaldstädter See's bieten wieder eine solche Fülle herrlicher Bilder, daß das Auge in angespanntester Beschäftigung bleibt. Vor Allem aber zog hinter uns die ungeheure Felsenmasse des Pilatusgebirges unsre Blicke an. Der Pilatus wird, seitdem der Rigi vorzugsweise in Aufnahme gekommen ist, nur noch selten besucht, da sein Ersteigen noch beschwerlicher und nicht belohnender sein soll.

Das Boot fuhr vor Beggenried, einem wie Wäggis in sehr günstiger Lage und milder Gegend gelegenen Orte nahe vorüber, näherte sich dann mehr dem jenseitigen südlichen Ufer und kam dort vor Brunnen an. In dessen Nähe und wenig über dem See erhaben, liegt das historisch berühmte Rütli, eine kleine Wiese, auf welcher die Verschwörung der Schweizer stattgefunden hat. Noch sollen an dieser Stelle, dicht an einer dort stehenden Sennenhütte, drei Brunnen fließen. Vom See aus konnten wir Wiese und Sennenhütte ganz bequem sehen. Wir fuhren wieder nach dem nördlichen Ufer des See's und erreichten bald die dicht am Wasser liegende und diesem mit ganz offener Seite zugekehrte „Tell's Capelle". Das

Dampfboot hält jedesmal dicht vor der Capelle ein paar Augenblicke still, um die Besichtigung dieses Nationaldenkmals zu gestatten. Die kleine Capelle liegt an ziemlich unzugänglicher Stelle; dicht hinter ihr steigt ein hoher senkrechter Berg empor. Hier war es, wo Tell den kühnen Sprung aus dem Schiffe des Geßler wagte. Zum Andenken an jenes, in seinen Folgen für die Schweiz so überaus wichtige Ereigniß ist die jetzt vor uns liegende Capelle errichtet worden. Das Innere ist durch Frescogemälde, welche auf jene denkwürdigen Befreiungstage Bezug haben, verziert. Durch die offene Seite lag es klar vor uns, zeigte uns aber ebenfalls, daß eine etwaige Restauration der Bilder und des übrigen Schmuckes nicht gerade zu den überflüssigen Arbeiten gehören würde.

Nachdem sich das Dampfboot wieder in Bewegung gesetzt hatte, erreichten wir nächstdem und bald den kleinen Flecken Flüelen. Hier war ein reges Treiben! Eine große Anzahl Kutscher umringte uns und die andern Reisenden, als wir an das Land stiegen, und bot uns die sofortige Benutzung ihrer bereit stehenden Wagen mit großer Zudringlichkeit an, denn von hier aus wird von den ankommenden Reisenden in der Regel ohne Aufenthalt die Tour nach der Gotthardsstraße angetreten.

Unser Führer hatte uns schnell einen der harrenden Wagen ermiethet; wir stiegen ohne Zögern ein und fuhren mit sehr raschen Pferden und außerordentlich bequem in die herrliche Gegend hinaus. Das gänzliche Herablassen des Verdecks gestattete uns die un-

umschränkteste Aussicht nach allen Seiten. Wir fuhren auf gutem Wege inmitten eines schönen Thales, das namentlich durch die nicht unbedeutende, uns entgegenschäumende Reuß belebt ist, schnell vorwärts, von dem See uns nach Süden zu entfernend. Die Reuß fließt mitten durch den Vierwaldstädter See, wie der Rhein durch den Bodensee, die Aar durch den Brienzer und Thuner See, die Rhone durch den Genfer See u. s. w. So erscheinen die meisten Seen der Schweiz gewissermaßen nur als locale und momentane ungeheure Ausdehnungen von Flußbetten, wenn sie an und für sich auch durchaus Seen sind, und durch Gestalt, Größe und Tiefe als gar nichts Andres gelten können. Trotzdem, daß die Reuß hier im Thale keinen besonders sichtbaren Fall hatte, war sie doch sehr unruhig und erschien noch sehr aufgeregt von ihren vielen Stürzen, die wir bald selbst zu Gesicht bekommen sollten. Ihr Wasser hatte eine auffallend weißgraue Farbe, und auf unsere Fragen nach dem Grunde dieser Erscheinung sagte uns der Führer, daß alle Bergwässer, die von Gletschern gespeist würden, eine gleiche Farbe trügen und daß solche von dem geschmolzenen Eise herrühre. Die Reuß entspringt, wie die Schweizer Ströme meistens, aus einem Gletscher. Wir fanden später auch bei allen Bergströmen dieselbe Farbe wieder. Scheint nun auch dieses Wasser trübe zu sein, so ist es doch vollkommen trinkbar und rein vom Geschmacke.

Das Thal, durch welches wir fuhren, mochte eine halbe bis dreiviertel Stunde breit sein, und war inner-

halb dieses Terrains vollkommen eben; jedoch stiegen auf beiden Seiten hohe und steile Berge in die Höhe, die, je weiter wir gelangten, desto bedeutender wurden, und vor uns auf ihren Spitzen meistens noch mit Schnee bedeckt waren, der aber, da hier die Höhen sämmtlich unter der Schneelinie liegen, im Laufe des Sommers bis auf die Anhäufungen in Schluchten und an sonnegeschützten Stellen noch wegthaut. Das ganze Thal war bestens angebaut und erschien sehr fruchtbar. Die Berge waren mit schönen grünen Matten, Büschen und Waldungen bedeckt, und wo sie es nur immer zuließen, standen zerstreut die Sennenhütten, oft wie nur angeheftet an die Wände, und um sie herum weidete in großen Kreisen das Vieh. Keinen Augenblick ist man außer Anregung. Wir gelangten nach Altorf oder Uri, der Hauptstadt des Canton Uri. Wir fuhren mitten durch den historisch berühmten Ort; der Führer machte uns auf zwei große Brunnen aufmerksam, welche von dem einen zu dem andern die bekannte Schußlinie des Tell, als er den Apfel von dem Haupte seines Kindes schoß, bilden sollen. Die überall an den Brunnen angebrachten Verzierungen deuten vielfach auf jene merkwürdige Begebenheit, und Tell mit dem Sohne und dem Apfel ist in den verschiedensten Situationen zu sehen. Ganz aus jener Zeit noch übrig, und als Andenken absichtlich erhalten, soll ein Thurm sein, an welchem wir gleichfalls vorüber fuhren. Er ist mit zahlreichen Frescobildern, die jedenfalls zuweilen aufgefrischt werden, verziert, und erzählt man von ihm, daß er Tell's Gefängniß ge-

wesen wäre. Ein schönes großes Gebäude ist noch das Zeughaus von Uri. Als wir den Ort hinter uns hatten, wies uns der Führer auf der linken Seite in geringer Entfernung das Dorf Bürglen, Tell's ehemaligen Wohnort. An der Stelle, wo einstens sein Haus gestanden, ist jetzt eine Capelle. Ich bemerkte, daß die Felsen, an denen wir hier vorüberfuhren, dieselbe Formation wie auf dem Rigi hatten; lauter kleine Steine bildeten mittelst eines festen Kittes eine compacte Masse. Immer weiter fuhren wir in dem jetzt enger und enger werdenden Thale. Die Berge vor und über uns erschienen dem Auge wie dunkle Gewitterwolken. Gerade vor uns starrte ein hoher mit Schnee und Eis bedeckter Berg empor, der Christenstock, wie ihn der Führer nannte. Auch ein Gletscher lag oben an diesem Berge, doch war er noch zu weit von uns entfernt, um uns ein richtiges Bild von einem Gletscher zu geben. Nur so viel schien mir schon daraus hervorzugehen, daß ein Gletscher etwas ganz Anderes sei, als die Idee, die ich mir von einem solchen gemacht hatte. Ich sollte das später noch viel gewisser erfahren. Zwischen recht hübschen modernen, aber in den Schweizer Styl nicht passenden Häusern wurde uns ein Trümmerhaufen als das ehemalige Zwinguri gezeigt; eben so etwas weiter eine alte Ruine als das frühere Sommerschloß Geßlers. Nach 1 Uhr gelangten wir nach Amsteg, einem kleinen Flecken, woselbst die Pferde gefüttert wurden und wir ein Mittagessen einnahmen. Von hier aus fängt die eigentliche Sankt Gotthardsstraße an; ein Weg, der

in dem nunmehr rapid steigenden Thale und immer der Reuß entgegen, mit bewundernswürdiger Kühnheit und eben so viel Ausdauer und Geduld angelegt worden ist. Der höhere Theil ist erst im Jahre 1830 beendet worden. Diese Linie verbindet über den Sankt Gotthard die Schweiz mit dem nahen Italien; mußten für sie auch große Kosten aufgewendet werden, so ist doch der Vortheil dieser Straße, die in ihrer ganzen Ausdehnung fahrbar ist, gegenüber dem frühern, hier und da noch sichtbaren Saumwege, der nur von Maulthieren und Fußwanderern beschritten werden konnte, von unberechenbarer Wichtigkeit für die ganze Schweiz. Die Sankt Gotthardsstraße bietet aber eine so große Fülle von Naturschönheiten und daneben so viel bedeutende Kunstanlagen und Bauten, daß sie unbedingt zu den herrlichsten Partien der Schweiz gehört. Der Weg geht von Amsteg aus, wie schon erwähnt, immer bergauf, aber nie beschwerlich, indem überall, wo das Terrain eine große Steigerung erfordert, Schlangenbauten, oft vielfach über einander, angelegt sind. Eben so zieht sich die Straße stets über den günstigsten Raum, und geht daher wechselnd bald auf das linke, bald auf das rechte Ufer der Reuß. Es führen in Folge davon viele Brücken über diesen Bergstrom, der in immer größerer Wildheit und mit furchtbarem Brausen daher tobt. Trotz der steigenden Straße durften die Pferde nicht langsam gehen. Der Kutscher fuhr, wo es nur einigermaßen möglich war, in wildem Jagen weiter, so daß es meiner Frau, die sonst gern schnell fährt, zuweilen fast zu arg und

ängstlich wurde. Das ungestüme Jagen, das die Pferde fortgesetzt treibende Rufen und Peitschen des Kutschers schien aber zu der Gegend vollkommen zu passen, die immer wilder, aber auch immer großartiger wurde. Vor dem Flecken Wasen vorüber fuhren wir von Höhe zu Höhe, und immer mächtiger, in immer gewaltigeren Fällen stürzte uns die Reuß entgegen. Ungeheure Felsenblöcke lagen neben unserm Wege; einen der größten bezeichnete der Führer mit dem Namen: der Teufelsstein. Der Teufel hatte ihn aus irgend einem Grunde über das Thal hinwegtragen wollen; er ist ihm aber zu schwer geworden und er hat ihn hier fallen lassen müssen.

Von Schritt zu Schritt wurde die Natur großartiger und gewaltiger. Furchtbar erhaben tobte und brauste neben uns die Reuß. Wasserfall reihte sich an Wasserfall. Bald war das Bette der Reuß tief unter uns und ihr schäumendes Wasser sprang über die Steine in dem Abgrunde; bald war es hoch über unsern Häuptern, und das Wasser fiel in einem majestätischen Bogensturze nach der Tiefe herunter. Aber sicher stieg die Straße in ihren Windungen durch die brausende Natur. Die Lüfte trieben den Schaum der Reuß wie Staubwolken hoch über das Thal, und ihr Hauch wehte hier erfrischend und kühlend. So gelangten wir an „die Gallerie“, einem Tunnel, der die Straße tief in einen Felsen hinein und später wieder hinaus führt. Der Weg ist deshalb so tief in den Felsen hineingebrochen, um den Reisenden Schutz gegen die im Frühjahre an dieser Stelle häufig fallenden

Lawinen zu gewähren. Der Wanderer, wenn ihn das vorauseilende Geräusch einer nahenden Lawine trifft, kann sich noch rechtzeitig in den schützenden Felsenweg flüchten, ohne dessen Dach er dem sichern Untergange schwerlich entweichen würde. Vor der Ausführung dieses Baues waren nur hier und da in die Felsen am Wege kleine nischenähnliche Vertiefungen angebracht, die aber wegen ihres geringen Raumes, wie wir uns selbst bei den noch vorhandenen überzeugen konnten, nur einen unvollkommenen Schutz gewährt hatten.

Die Gegend ging nunmehr in die vollständigste und schauerlichste Wildniß über. Alle aufgeregten Kräfte einer wilden Natur drängten sich jetzt ihrem Gipfelpunkte zu. Auge und Ohr mußten mit einander wetteifern, um die betäubenden Eindrücke fassen zu können, welche durch das gigantische Bild der donnernden Reuß mit den von ihr zerrissenen Felsen in überwältigender Größe sich darboten. Ungefähr zwanzig Fuß unter unserer Straße zeigte sich noch ein Stück des alten Saumweges. Aber einen großen, eigenthümlichen Eindruck gewährte es, als wir auch noch dabei die alte berüchtigte „Teufelsbrücke" erblickten, die sich in überraschender unbesiegter Kraft kühn in einem einzigen Bogen über die Reuß wirft. Ohne Geländer steht sie da, die alte schmale Brücke; kein Fuß betritt sie mehr; Gras wächst zwischen ihrem Steinpflaster; aber noch trotzt sie kräftig und ungebeugt dem Flügelschlage der Zeit. Dicht hinter ihr aber, und sie bis zur Höhe unsres Weges überragend, steht, ein schöner

massiver Prachtbau, die neue Teufelsbrücke, sicher hinter schützendem Geländer den Weg über einen fürchterlichen Abgrund führend. In diese Schlucht nun, über welcher die Brücke schwebt, stürzt sich die Reuß mit ihrer ganzen Gewalt 300 Fuß tief in einem einzigen Falle hinunter. Es empfängt uns hier ein Schauspiel, das den großartigsten Punkt der Gotthardsstraße bildet. Der Fall, über den sich die neue Brücke 95 Fuß hoch erhebt, und der von den jenseits hoch über sie empor ragenden Felsen bis unter ihrem Bogen hindurch darniederbraust, wird erst in seiner ganzen Größe und Ausdehnung von der Brücke selbst aus sichtbar. Er bildet dann aber ein unübertrefflich großartiges Bild! Hoch auf an den starren Felsenwänden, welche diese fürchterliche Schlucht einschließen, braust der Gischt des schäumenden Wassers und nach allen Richtungen hin benetzt der von den Lüften emporgewirbelte feuchte Staub Weg und Wände. Die Natur ist hier auf dem Gipfel des Aufruhrs. Aber ein so unbeschreiblich gewaltiges Bild erfüllt die Seele des Menschen eben so mit dem Gefühle seiner Ohnmacht, als mit dem Erwachen einer neuen unbekannten Kraft. Er möchte mit hinein toben, mit hinein jubeln in den Kampf des Elementes, und fühlt dennoch, wie schwach und ungehört seine Stimme hier verhallen muß. Wie klein und wie groß steht der Staubgeborne hier! Wie klein gegenüber der großen ungeheuren Natur; wie groß, daß er es dennoch gewagt hat, auch hier die berechnete Saat zu legen, und einen Durchpaß zu erringen, um jetzt ruhig und sicher die

Früchte seiner kühnen That zu genießen! Dieser Wassersturz, von der alten schmalen und lehnenlosen Brücke aus gesehen, muß wahrlich noch einen weit gewaltigeren, aber auch entsetzlichen Eindruck gemacht haben, und der Name der Brücke erklärt sich deutlich aus ihrer Umgebung.

Wir hatten hier natürlich den Wagen verlassen und waren nicht sofort wieder fähig, uns einzusetzen, stiegen vielmehr den zur Gewinnung der Höhe des oberen Reußbettes wieder in Schlangenwindung empor gelegten Weg langsamen Schrittes hinauf. Oben erst setzten wir uns in den Wagen wieder ein. Bald nachher kamen wir auf dieser wunderbaren Straße an das „Urner Loch", einem durch einen vorstehenden, die ganze Passage sperrenden Felsen gesprengten 180 Fuß langen Tunnel. Dieser Felsen bildet die Scheidewand zwischen dem furchtbaren Steinthale der Reuß und einem so sanften, lieblichen Mattenthale, daß man, Anfangs sich von einem Traume befangen wähnend, diese so plötzliche, so unerwartete, ja so unmöglich gehaltene Ueberraschung fast nicht in sich aufnehmen kann, sie aber unbedingt zu den wunderbarsten Erscheinungen zählen muß, welche dieses wunderbare Land bietet. Noch sind alle Sinne in Aufruhr; man glaubt schon, wenn auch eine Steigerung nicht für möglich haltend, in eine neue Wildniß geschleudert zu werden. Hatte uns auch der Führer bereits eine unsrer harrende große Ueberraschung verrathen, so würden wir sie doch nach dieser Richtung und in solchem Sinne, wie sie uns jetzt entgegen trat, nie für

möglich gehalten haben. Die Nacht des Tunnels bereitete die auf die Spitze geschraubte Phantasie zu neuen gigantischen Scenen vor; da öffnet sich der Weg, und — eine liebliche, warme, üppige Gegend liegt im hellen Sonnenscheine vor uns! Merkwürdiger als dieser kann wohl selten ein Punkt der Erde sein! Der Contrast kommt so unvorbereitet, daß das sonst so schnell entstehende Bedürfniß der neuen Anschauung nicht sofort geordnet vor der Seele steht; man fühlt sich jedoch bald wie von einem wüsten, ja beängstigenden Traume erwacht; das Herz hebt sich erleichtert, und frei athmet die Brust. Jetzt gewinnt man Zeit, die schöne stille Gegend zu betrachten.

Ruhig, mitten in der Thalebene fließt die Reuß in ihrem Bette; nur die in jedem Gebirgswasser, und auch hier zerstreut umher liegenden Steine bringen eine plätschernde Bewegung hervor. Der Donner des Sturzes ist verstummt, und hat einem sanften Murmeln Raum gegeben. Das Thal mag ungefähr eine Stunde breit sein, bevor es von allen Seiten durch hohe grüne, nur auf den höchsten Höhen mit Schnee bedeckte Berge eingeschlossen wird. Ueberall hin ruht das Auge auf blumigen, herrlichen Matten, die eben der Gegend besonders den Charakter der Idylle verleihen. Die harmonischen Glocken der zerstreuten Rinderheerden klingen lieblich durch die Luft. Eine allgemeine Beruhigung wirkt mit zauberhafter Macht auf den noch vor wenigen Minuten fieberhaft erregten Wanderer. Es ist das Ursener Thal, das wir auf guter Straße durcheilen. Bald gelangten wir durch

Andermatt, auch Ursern genannt, woselbst sich eine geistliche Erziehungsanstalt befindet, und darauf nach dem in geringer Entfernung davon liegenden Orte Hospenthal. Es war 7 Uhr Abends und hiermit hatten wir an diesem denkwürdigen Tage unser Reiseziel erreicht.

Das Haus war ziemlich besetzt. Die Table d'hôte, welche gegen 8 Uhr stattfand, bestand aus 6—7 Gerichten und war, wie überall in der Schweiz, gut. Unter der Tischgesellschaft waren nur zwei Herren und eine Dame, die, uns gegenübersitzend, unser Interesse erregten. Die Dame war sehr zierlich angekleidet, so daß man sich wundern mußte, wie eine so vollkommen frische Toilette auf der Reise erhalten werden konnte. Diese ganze Gesellschaft war so ungenirt natürlich und so amüsant, daß wir, und noch mehr durch ihren Dialect, sogleich wußten, daß es Wiener waren. Der ältere Herr war der Mann der Dame, der jüngere ihr Neffe. Sie wollten gleich uns morgen die Furca besteigen.

Sofort nach Tische suchten wir die Ruhe.

Von Hospenthal gelangt man in 2½ Stunden auf die Höhe des Passes, der über den Sankt Gotthard führt. Hier liegt ein Capuziner-Hospiz in der Nähe eines See's. Nach der andern Seite hinunter steigend, befindet man sich sodann auf italienischem Grund und Boden. Aber dieser Weg sollte nicht der unsrige sein; wir wollten uns vielmehr von Hospenthal westlich nach der berühmten Furca-Höhe wenden.

Unser Nachtlager war nicht das beste gewesen;

man vermißt auf der Reise manche häusliche Bequemlichkeit und vor Allem die Ruhe der Privatwohnung. Doch schnell war Alles vergessen, als wir vor das Haus hinaustraten, und uns der herrliche reine Morgenhimmel begrüßte. Kein Wölkchen war ringsum zu sehen. Es war 5 Uhr, als wir, Beide wieder reitend, aufbrachen; denn auch ich hatte mich entschlossen, die Hülfe eines Pferdes in Anspruch zu nehmen, weil man mir das Besteigen der Furca als im höchsten Grade beschwerlich schilderte, und ich bei dem zu erwartenden heißen Tage sonst befürchten mußte, mich zu stark zu erhitzen. Man bezahlt in der Schweiz für das Pferd 8—9 Francs täglich und giebt dem Pferdetreiber noch ungefähr 1 Franc Trinkgeld. Die Ausgabe vermehrt sich aber dadurch auf das Doppelte, daß man ganz denselben Betrag für das leer zurückgehende Pferd zahlen muß, wenn es nicht der Zufall will, daß man das Thier an entgegen kommende Reisende geben kann. Wir gewahrten sehr bald, daß man uns ein paar recht tüchtige und dabei fromme Thiere gegeben hatte; doch hatten wir sie für die heutige Reise auch ganz besonders so nöthig. Unser Weg führte Anfangs ungefähr 1½ Stunde lang und ziemlich ebenbahnig in einem schmalen, von Hospenthal aus sich westlich streckenden Thale über Wiesen hin, denn Feldbau kann in dieser Höhe nicht mehr gedeihen; selbst Kartoffeln werden hier nicht mehr gewonnen. Auch Bäume giebt es hier nicht mehr; kahl ist die Gegend ringsum und die kahlen Berge mit schneebedeckten Spitzen ragen auf allen Seiten steil

empor. Nur langsam steigt der Weg, aber die Schneemassen ziehen sich immer tiefer von den Höhen herunter. Je weiter wir gelangten, um so rauher und steiniger wurde das Thal. Der Pferdetreiber, welcher in Hospenthal zu Hause war, erzählte uns, daß hier der Winter neun Monate lang, vom Anfange des September an bis zu Ende des Mai, ununterbrochen dauere. Auch dieses Thal trägt noch immer den Namen des „Ursener Thales", denn es zieht sich doch nur als eine Verlängerung der jenseits Hospenthal liegenden gleichnamigen Gegend weiter, wird auch von demselben Bergstrome, der Reuß, bewässert. Einsam ritten wir auf dem stillen Wege weiter; wir hatten uns in Hospenthal am zeitigsten aufgemacht, denn die übrige Reisegesellschaft wollte erst über eine Stunde später aufbrechen. Wir kamen an zwei zertrümmerten Häusern vorüber, die, wie uns der Pferdeführer sagte, am 13. April 1851 durch eine gefallene Lawine zerstört worden waren. Er ist damals selbst von Hospenthal zur Hülfe heraus geschickt worden, und erzählte, daß dabei drei Menschen, zwei Kinder und ein erwachsenes Frauenzimmer erschlagen wurden; letzteres mit einem Kinde in der Stube, und ein Knabe von drei Jahren vor dem Hause. Die Lawine hatte eine so große Masse Schnee herabgeworfen, daß es den Bemühungen der Arbeiter erst nach drei Monaten gelang, die Leichen aufzufinden. Seitdem waren die Häuser im Schutte liegen geblieben. Ruhig aber wohnen die Nachbarn in zwei andern, damals verschont gebliebenen Häusern weiter, und neugierige

Kinderköpfe sahen uns nach, als wir an dem Schreckensorte vorüber zogen. Nachdem wir im Ganzen ungefähr 1½ Stunden geritten waren, führte uns der Weg auf einer hochgeschwungenen Brücke über die Reuß. Vor uns in der Ferne lag ein großer Gletscher. Wir kamen jetzt an eine kleine Capelle, vor welcher mein Pferd — ich ritt hinter meiner Frau, deren Thier vom Führer geleitet wurde — von selbst still stand, während der Pferdetreiber niederkniete und seine Morgenandacht hielt. Das Pferd schien an diesen Aufenthalt gewöhnt zu sein. Bald kamen wir an einigen Häusern vorüber, welche den Namen Realp tragen, und unter welchen ein Hospiz sich befindet, das als Filial des Hospizes auf dem Sankt Gotthard von einigen Capuzinern bewohnt wird. Mehrere einzelne Häuser, die wir noch antrafen, waren zum Theil mit Schindeln, zum Theil aber auch mit Platten von demselben Steine gedeckt, welcher zur Erbauung der Wände benutzt ist, so daß die niedrigen, nur aus dem engen Parterreraume bestehenden Häuser mehr wie Steinhaufen, als wie Wohnungen aussehen. Diese Häuser standen jetzt verlassen und leer; sie sind der Winteraufenthalt für die Sennenhirten, die sich jetzt im Sommer oben auf den Alpen befinden. Das Thal wurde immer enger; unser Weg ging wie in einem Kessel, so daß wir die Berge zur Seite nicht mehr bis zur Spitze sahen; nur vor uns an dem scheinbaren Ende des Thales ragte eine große Schneespitze empor. Der Führer nannte sie das Mutten-

horn, und den an ihr sich herabziehenden Gletscher den Muttengletscher.

Wir waren jetzt reichlich zwei Stunden vorgeritten, als sich plötzlich nach der rechten Seite zu ein steil aufwärts steigendes Thal öffnete und sich unser Weg in demselben nach einer hohen Wand hinaufzog. Von jetzt ab blieb unser Weg bis auf die Höhe der Furca in stark steigender Richtung, und wurde dadurch, daß er überaus steinig war, nur um so beschwerlicher. Der schmale Pfad auf dem wir ritten, lief etwas erhaben auf der nördlichen Höhenkante, so daß wir also nicht in der Tiefe, welche ein Bach durchrieselte, den die Leute immer noch die Reuß nannten, blieben. Die eigentliche Reuß konnte es wohl nicht sein, denn diese entspringt auf dem Gotthard, der von uns nunmehr links gelassen war. Auf unserm Wege fanden wir jetzt die lieblichsten und gewürzhaftesten Alpenblumen, von denen uns der Führer einige wundervolle Exemplare pflückte. Diese herrlichen Kinder der Flora gedeihen hier in der Höhe so außerordentlich schön, sowohl was Form, Farbe, als auch Geruch anbelangt, daß auch sie den gerechtesten Anspruch haben, zu den großen und besonderen Herrlichkeiten der Alpennatur gezählt zu werden.

Unser Weg zog sich immer steiler aufwärts, und eben so steil stieg das zu unserer Linken befindliche Thal mit seinem plätschernden Wasser in die Höhe. Oft lagen in der Tiefe unter uns noch große Schneemassen; sie sind die Ueberbleibsel von den im Frühjahre fallenden Lawinen und selbst die ungeachtet der

Höhe jetzt herrschende große Hitze vermochte nicht, oder nur sehr langsam, jene Massen hinwegzunehmen. Aber trotzdem war das Bild nicht todt. Weidende Heerden kräftigen Rindviehes und sehr schöner namentlich rehbrauner Ziegen belebten die kahle Berggegend. Der Weg zog sich, aber immer stark steigend, etwas nach Rechts, und plötzlich öffnete sich die Aussicht auf das auf der Furca erbaute Haus, das wir jetzt, allerdings noch hoch über uns, aber deutlich erkannten. Wir ritten durch mehrere Sturzbäche, die von den Höhen zu unserer Rechten herabrauschten, um sich unten mit dem Hauptbache zu vereinigen. Immer schmaler wurde unser Pfad; immer öder und stiller die Umgebung und nur das Wasser begleitete mit seinem Rauschen den eintönigen Huftritt der Pferde. Wir kamen über einen sehr starken Gebirgsbach, den Gallenbach, der von dem rechts hoch über uns befindlichen Gallengletscher gespeist wird und der Reuß einen guten Theil ihrer nachherigen Kraft zubringt. An einer Sennenhütte genoß ich ein Glas frische Milch, die mir ein Mädchen anbot, und labte mich daran, besonders bei der bedeutend überhand genommenen Hitze, vortrefflich. Der Schnee der Lawinenhaufen im Thale, wie der, sich von den Bergen herabziehenden Streifen nahm immer beträchtlicher überhand. Der Führer machte uns jetzt auf einen Ton aufmerksam, der ähnlich dem Schreie eines Vogels klang; er rührte von Murmelthieren her, die hier oben auf den Bergen in großer Menge leben. Wir näherten uns auf immer noch steiler werdendem Wege dem Gebäude auf der Furca

und mußten selbst noch über eine große Schneefläche hinwegreiten, die um so beschwerlicher für die Pferde war, als sie bei jedem Tritte tief in sie einsanken. Aber auch das wurde überstanden und wir langten nach einem anstrengenden Ritte gegen 10 Uhr endlich an dem kleinen Häuschen auf der Furca an. Ein größeres neues Gebäude wird jetzt daneben errichtet.

Der Theil der Furca, auf welchem wir uns befanden, liegt 7795 Fuß hoch über dem Meere; der höchste Gipfel dieses ungeheuren Berges ist aber 13,171 Fuß hoch. Furca bezeichnet: eine Gabel, weshalb der Berg auch der Gabelberg heißt. Man soll ihm diesen Namen gegeben haben, weil von ihm aus sich die Hauptmassen der Berge gleich den Zinken einer Gabel in zwei neben einander laufenden Linien wegziehen. Nach Anderen soll er, aus gleichem Grunde und vielleicht mit demselben Rechte, von seinen zwei höchsten Spitzen, die ziemlich gleich hoch neben einander emporragen, den Namen tragen. Die Furca steht auf der Grenze der drei Cantone: Uri, Bern und Wallis, und ist der Hauptmittelpunkt der hohen sich von hier aus nach allen Seiten ziehenden Hochalpen. Von der Furca hinweg dehnt sich namentlich auch das große Rhonethal durch das ganze Walliser Land bis an den Genfersee. Man wird sich denken können, daß wir von hier oben eine schöne, und in Folge des herrlichen Wetters eine großartig prächtige Aussicht genossen; ganz besonders wird der Blick durch die westlich gelegenen Berner Hochalpen gefesselt. Die Kette der ewigen Schneeberge mit ihren Riesen: das Schreck-

horn, die Jungfrau, das Finsteraarhorn und wie sie alle heißen, liegt majestätisch vor uns. Zu unserer Linken sehen wir einen großen Gletscher, den Blaugletscher, und unter uns ein tiefes Thal, das der Rhone, welches unser nächstes Ziel war. Nach einem sehr bescheidenen Imbisse, und nachdem wir uns noch einmal ringsum recht satt in dieser großen Natur geschaut hatten, mahnte uns die rastlos rollende Zeit zum Aufbruche.

Ich ging mit meiner Frau zu Fuße hinunter und ließ die Pferde nachführen, denn der Weg zieht sich so außerordentlich steil in die Tiefe, daß es nach der Warnung des Führers durchaus nicht räthlich ist, hier hinab zu reiten. Nach einiger Zeit hatten wir die Ferne der Aussicht verloren, wie wir sie oben hatten, und nur und vornehmlich trat uns noch das Finsteraarhorn entgegen; das Auge wurde aber bald durch einen neuen großartigen und prachtvollen Anblick angezogen, durch den des sich jetzt in seiner ganzen Größe und Schönheit zeigenden Rhonegletschers, zu dem wir nunmehr raschen Fußes hinuntereilten.

Meine zu Hause und mit meiner eigenen Phantasie mir gebildete Idee von einem Gletscher mußte ich aber, als ich hier davon ein vollständiges Bild erhielt, gänzlich wegwerfen, denn ich fand etwas ganz Andres. Ich hatte erwartet, und es wird wohl den meisten Reisenden so ergangen sein, eine große glatte Masse Eis, einen förmlichen Eisberg zu finden, der in den Regionen des ewigen Schnees und Eises zu suchen ist, und eben deshalb nie schmelzen kann. Ich

hatte aber schon vorher gesehen und fand es hier, wo ich einen der größten Gletscher nahe vor mir hatte, vollkommen bestätigt, daß ein solcher eine ungeheure, unregelmäßige in den Schluchten der Berge von den höchsten Höhen bis tief in die Thäler sich herabziehende Eismasse ist, die durch ihre Risse und Zerklüftungen nichts weniger als glatt erscheint, sondern aus Zacken, aus Säulen, aus Spitzen, die oft wie eine Reihe neben einander gestellter Zuckerhüte aussehen, besteht, welche unter sich wieder durch tiefe Schluchten von einander getrennt sind. Zwischen diesen zuweilen auch sehr breiten und langen Schluchten findet man wieder einzelne mit ihnen nicht zusammenhängende runde größere und kleinere Löcher, die senkrecht hinab in einen Schwindel erregenden Abgrund führen; dann hört man wohl aus den Tiefen herauf das geheimnißvolle Murmeln rieselnder Wasserbäche, die weit unten mitten im Eise sich den Weg durch erzwungene oder zufällige Spalten gebahnt haben. Jene Schluchten und Risse, welche den Gletscher in allen Richtungen durchkreuzen und oft viele Hundert Fuß tief sind, machen das Besteigen eines solchen stets schwierig und gefahrvoll, und darf man sich nie ohne die Leitung eines sichern und kundigen Führers darauf wagen. Im Innern der Gletscher befinden sich häufig große Höhlen, die im Laufe der Jahrhunderte in Folge der vielen durch das Eis rieselnden Bäche ausgewaschen sein mögen. Man hat schon vielfache wissenschaftliche Untersuchungen angestellt, um die Gesetze zu erforschen, welche diese ungeheuren Eismassen, zwar weniger in

der äußern, immer wechselnden Form, doch stets in der hauptsächlichen Lage der ganzen Masse gleich er-erhalten, man ist aber bis jetzt noch nicht über die Hypothesen hinausgelangt. Der Schleier scheint hier dichter vor unsern Blicken gezogen zu sein; und dennoch geschieht nichts in der Natur, als nach ihren ewigen unwandelbaren Gesetzen; ob aber und wann es dem Auge des Menschen vergönnt sein wird, die staunenswerthen Geheimnisse zu lüften, die jetzt noch unbegreifliche Ursache einer vor uns liegenden Wirkung klar zu schauen, diese Frage wird vielleicht erst durch die kommenden Jahrhunderte beantwortet werden. Die Gletscher erhalten sich, wie schon erwähnt, in ihrer Gesammtmasse ewig unverändert; nur ihre äußere Form und Gestalt bleibt fortwährenden Veränderungen unterworfen, die bedingt werden durch die atmosphärischen Temperatureinflüsse. Es giebt bei den Gletschern ein zeitweiliges Wachsen und Abnehmen, das Beides in regelmäßigen Pausen wiederkehrt. Die Masse bleibt aber immer dieselbe, und die äußeren Ränder ergänzen sich fortgesetzt wieder. Keine, das Gletscherende, das bis in die Thaltiefen hinunter reicht, umgebende, noch so warme Temperatur, ist im Stande, die Thätigkeit des Gletschers zu hemmen, die merkwürdiger Weise gerade in den heißesten Sommermonaten sich auf das Wachsen und Zunehmen richtet, während der Gletscher in der Regel in der kalten Jahreszeit abnimmt. Die in dem Gletscher befindlichen verborgenen oder auf der Oberfläche streckenweise offenliegenden Wasserströmungen, welche sich,

gespeist von dem Eise, in das Thal stürzen, können eben so wenig die Masse verringern, denn diese wächst ruhig aus sich heraus, und der seit Jahrtausenden unbesiegbar gebliebene Gletscher bleibt unter gleichen Verhältnissen und nach denselben, wenn uns auch noch unbekannt seienden Gesetzen ewig unverändert. Von mäßiger Ferne aus betrachtet bieten die meisten Gletscher nicht mehr den schönen Anblick, als wenn man ihre colossalen Massen aus größerer Entfernung anschaut, oder, im Gegentheile davon, sich auf dem Gletscher selbst befindet. Das durch eine innere ungeheure Kraft des Gletschers während seines Wachsens fortgeschobene Gerölle, aus großen und kleinen, festen und bröcklichen Felsenstücken bestehend, lagert sich an dessen Ränder und namentlich an seinen Ausgang im Thale und umringt den Gletscher oft wie ein hoher Wall. Durch diese grauen erdigen Massen erhält eben der Gletscher, aus einer gewissen Entfernung gesehen, welche diese Massen deutlich vor das Auge bringt, ein schmutziges und unangenehm zerstörtes Aeußeres. Man nennt jene durch die Gewalt des Eises vorgeschobenen Massen, welche nun wild umher liegen bleiben, Ganden oder Moraines. Nicht alle Gletscher haben aber ein so schmutziges Aussehen; es giebt deren, welche fast keine Moraine haben und außerordentlich schön und rein von Farbe sind, wie der Rosenlauigletscher im Oberhaslithale. Die Farbe des Gletschers ist an der Oberfläche das Weiß des Eises; in allen Vertiefungen, Spalten und Rissen das herrlichste Vitriolblau, das man sich denken kann. Dadurch

ziehen sich, von ferne gesehen, die schönen blauen Streifen über die Gletscher, die einen besonders reizenden Anblick gewähren, und, wo sie eben häufig genug sind, die fahlen Farben der Moraine verdrängen. Um noch einmal auf das Wachsen der Gletscher zurück zu kommen, füge ich dieser Erscheinung zur Ergänzung hinzu, daß die Wirkung des periodischen Zu- und Abnehmens selbst eine sehr verschiedene ist; es giebt Gletscher, die sich wenig verändern; andre wieder rücken periodisch mit ungeheurer Kraft vor, und ziehen sich in demselben Verhältnisse wieder zurück. Nur bei einigen Gletschern bemerkt man auch hierbei eine Unregelmäßigkeit, wie bei dem glacier du Tour im Chamounithale, der seit vierzig Jahren weit stärker wächst, als abnimmt, und daher immer weiter vorwärts dringt, jetzt selbst das kleine Dorf du Tour bedenklich bedrohend. Aber auch diese für uns scheinbaren Unregelmäßigkeiten sind gewiß Wirkungen von Ursachen und an die großen ewigen Gesetze der Natur gebunden, so daß sie auf uns nur den Eindruck des Unerklärlichen machen, weil wir so wenig in die Werkstätten des erhabenen Schöpfers eindringen können. — Man zählt überhaupt an den Schweizer Alpen über 600 solcher Gletscher, wovon die größten am Mont Blanc, am Mont Rosa, an der Jungfrau, dem Finsteraarhorn ꝛc. liegen.

Der Rhonegletscher, den wir eben jetzt vor uns liegen hatten, gehört unbedingt zu einem der größten und schönsten. Die Breite desselben mag über eine Stunde betragen; die Länge zieht sich von der höchsten

Höhe der Berge zur rechten Hand bis in das Thal hernieder. Streifen von der schönsten blauen Farbe strecken sich hundertfach über den Gletscher; sie deuten die Spalten und Risse an, die auch hier, wie der Führer versicherte, zumeist mehrere Hundert Fuß tief sind, und deren Grund mit Wasser gefüllt ist. Als wir an die Moraine des Gletschers gelangten, hatte ich große Lust, eine Wanderung auf das Eis selbst vorzunehmen; unser Führer rieth mir aber davon ab, weil dieser Abstecher eben so beschwerlich, als auch gefahrvoll sei, übrigens auch nur mittelst eines den Gletscher ganz genau kennenden und daher in seiner Nähe wohnenden Führers bewerkstelligt werden könnte. Unser Weg führte uns zumal nicht nur bis dicht an den Gletscher, sondern sogar über einige in die Moraine vorgeschobenen Eismassen selbst hinweg. Ich muß hier noch einer prachtvollen Erscheinung erwähnen, die einen ganz besonders herrlichen und eigenthümlichen Anblick gewährte. Es blühten nämlich auf der ganzen Höhe, die sich dicht an unserer Linken in ziemlicher Ausdehnung aufwärts zog, eine so ungeheure Menge Alpenrosen, wie wir sie in gleicher Fülle und Schönheit nirgends wieder gefunden haben. Diese ebenso lieblichen wie prächtigen Blumen contrastirten recht eigentlich wunderbar mit der ungeheuren Eismasse dicht daneben an unsrer andern Seite.

Aus diesem großen Gletscher nun entwindet sich die Rhone mit ihrem grauweißen Wasser und tritt sogleich in recht ritterlicher Gestalt in der Breite von 12 bis 15 Ellen auf. Wenn man den Gletscher,

längs dessen ganzem Ende der Weg vorüber führt, hinter sich hat, überschreitet man auf einem Stege die von hier nach Südwest eilende Rhone und gelangt sodann an das Rhonegasthaus oder Rhonehospiz, wie man in dieser Gegend die Gasthäuser vorzugsweise nennt, ohne damit den Begriff einer freiwillig gastfreundlichen Anstalt zu verbinden. Es ist das ein kleines steinernes Haus, welches in weitem Umkreise der einzige Zufluchtsort für den Wanderer ist. Es war $1^1/_2$ Uhr, als wir hier angelangt waren. Während die Pferde fraßen, nahmen wir einen einfachen Kaffee zu uns, und ergötzten uns, so lange wir hier blieben, vorzugsweise an der Aussicht auf den Gletscher. Um 3 Uhr bestiegen wir wieder unsere Pferde und ritten nach der Höhe der „Mayenwand". Es ist das eine unmittelbar vom Rhonehospiz sich hebende Bergwand, deren Weg zu den steilsten in der Schweiz gehört. Er geht fast senkrecht im fortwährenden Zickzack in die Höhe. Mir wollte es bei der drückenden Hitze doch recht gut vorkommen, daß mein Pferd diesen Weg für mich gehen mußte. Dabei ist der Ritt hier aber nichts weniger als bequem, ja, man würde ihn, wenn man sich vom Morgen an nicht an solchen Pfad in solcher Umgebung gewöhnt hätte, sogar gefährlich nennen. Ein Sturz müßte die gräßlichsten Folgen haben, und doch ist der Weg, wenn man ihn noch überhaupt einen Weg nennen will, oft so schmal, daß eben nur das Pferd oder ein Mensch gerade noch fußen kann. Mitten auf dieser Höhe existirt ein Mann, der davon lebt, daß er jedesmal, wenn sich

Reisende nahen, mit einer Hacke auf den Boden klopft und dann für seine freiwillige Wegausbesserung ein kleines Douceur erbittet. Man giebt ihm wohl gern ein paar Centimes, wenn man auch lächelnd einsieht, wie fruchtlos und unmöglich hier die Bemühungen eines einzelnen Menschen bleiben müssen, und man auch nirgends einen bemerkbaren Erfolg erblickt. Doch, man kann außer Sorge sein, der gute Mann scheint denselben Gedanken zu haben; ruhig legt er sein Werkzeug wieder aus der Hand, sobald die Reisenden drei Schritte hinter ihm sind. So zieht sich also auch bis in diese unwirthsamen Höhen die Industrie des Gelderwerbes!

Als wir uns dem Gipfel der Wand mehr genähert hatten, tauchte wieder die prächtigste Aussicht auf das Hochgebirge empor, auf die gewaltigen Riesen, die uns schon auf der Furca begrüßt hatten. Ueber loses unwegsames Steingerölle kletterten die Pferde noch die letzte, fürchterlich steile Höhe empor, und von dem endlich errungenen Kamme der Mayenwand aus schwelgten wir nach allen Seiten hin in dem herrlichsten Bilde, das sich uns darbot; namentlich gern richtete sich das Auge nach dem tiefen Thale, aus welchem wir emporgestiegen und aus welchem uns der colossale Rhonegletscher noch seinen Abschiedsgruß nachrief.

Aber eben so steil herunter führte uns der Weg auf der andern Seite der Mayenwand, wenn auch nur auf eine kürzere Zeit. Wir kamen bald an einen kleinen finstern See, der den schauerlichen, zu seiner

Umgebung ganz passenden Namen: „der Todtensee“ trägt. Wir sind hier in einem Kessel, von nichts umgeben, als von starren, dunklen Felsen. Wenn man diese Gegend um sich sieht: hier, wo keine gebahnte Straße den Verkehr erleichtert, wo schon das bis hierher Gelangen nicht geringe Anstrengung erfordert, wo Felsen und Abgründe das rasche Vorwärtseilen unmöglich machen, da wird man es gewiß unglaublich finden, daß an den Ufern dieses See's ein blutiger Kampf zwischen Oesterreichern und Franzosen stattgefunden hat. Und dennoch ist dem so; und Hunderte von Todten wurden einst den schwarzen Fluthen übergeben, die den Namen „Todtensee“ tragen, ob erst seit dieser Begebenheit oder von früher her, das konnte ich nicht erfahren. Welche Anstrengungen der Mensch überwältigen, welche Beschwerden er ertragen kann, wenn es seiner Vernichtung oder seiner Rettung gilt — denn Beides konnte die Triebfeder sein, sich hier oben zu schlagen — das erkennt man, wenn man diese Gegend in dieser Höhe sieht, und sich den hier stattgefundenen Kampf vergegenwärtigt. Doch weg mit den Gebilden des Schreckens, wieder zu der lebendigen Gegenwart! Der Weg führte bald weiter bergab und wurde immer steiniger, so daß wir in ein förmliches Felsenthal gelangten. Unter unsern Füßen eröffnete sich jetzt ein tiefer Kessel, in dessen Mitte, und ihn zum größten Theile ausfüllend, ein See, der „Grimselsee“, lag, an dessen Seite sich noch ein kleinerer See befand. An dem westlichen Ufer des größeren See's lagen die Wirthschaftsgebäude des

„Grimselhospizes". Es ist das ein bei allen Reisenden wegen seiner, trotz dieser öden Gegend vorzüglich guten Wirthschaft in großem Rufe stehender Aufenthalt. Ein steiler ganz steiniger Weg führte uns hinunter. Zum großen Theile bestand er nur noch aus Felsen-Stufen und veranlaßte uns deshalb, die Pferde allein gehen zu lassen und die nicht mehr lange Strecke zu Fuße herabzusteigen. Einige Schneestreifen, die sich überhaupt in diesem rauhen Thale von allen Wänden herunterzogen, mußten von uns überschritten werden; wir kamen dabei jedenfalls besser weg, als die uns nachfolgenden Pferde, die mit ihrer Schwere oft tief in den Schnee hineinsanken.

Es war aber ein malerisch schöner Anblick, der von diesem Thale, das nur auf zwei Seiten offen ist, auf der einen westlich, durch welche die Aar herein, auf der andern nördlich, durch welche sie wieder hinausfließt und somit nur den nordwestlichen Theil des Kessels berührt, ohne mit den Seen zusammenzuhängen. Durch die Schlucht, aus welcher die Aar von dem einige Stunden entfernten Aargletscher hereinbraust, schaut das riesige Finsteraarhorn ernsten und unverrückten Auges auf diese stille, öde Stätte, wie ein Wächter über eine Zaubergegend gesetzt. Den Grimselkessel halte ich vulkanischen Ursprungs, in einer fernen grauen Zeit entstanden. Diese ungeheuren Steinmassen lagen zumeist in Würfelform und oft als wenn sie von Menschenhand künstlich gebildet wären, wild über und durch einander; die Wände des Kessels schmückte kein Baum und kein Strauch. Doch boten die Ränder

des unten liegenden See's Gras und Kräuter genug, um eine große herrliche Ziegenheerde zu ernähren, welche, aus 130 Stück, wie wir später erfuhren, bestehend, der sonst so todten Landschaft ein heiteres fröhliches Gegenbild verlieh. Ueberhaupt sind die Ziegen, wie auch die Rinder auf diesen Alpenmatten weit schöner von Farbe und weit kräftiger von Bau als in unsern flachen Gegenden.

Wir erreichten nach 5 Uhr das Grimselhospiz, ein ziemlich geräumiges, doch fast immer besetztes und von Reisenden angefülltes Gebäude, und waren froh, noch ein gutes Unterkommen zu finden.*)

Bis zu der $7^1/_2$ Uhr beginnenden Table d'hôte trieben wir uns in der nächsten Umgebung des Hauses

*) Durch die Zeitungen flog vor Kurzem die Nachricht, daß die sämmtlichen Gebäude des Grimselhospizes am 6. November dieses Jahres ein Raub der Flammen geworden seien, wobei der einzige Passagier, der zu dieser Zeit dort übernachtete, verbrannt wäre. Spätere Nachrichten ergänzen diese Mittheilung damit, daß der Wirth Zybach dringend der Brandstiftung verdächtig geworden war, weil man bei Gelegenheit der Nachforschung nach den Gebeinen des unglücklichen Reisenden auf bedeutende verheimlichte Vorräthe an Wein und andrer werthvoller Gegenstände stieß, die, während Alles hoch versichert und als verbrannt angegeben wurde, sich in nahen Erd- und Düngerhaufen versteckt vorfanden. Zybach wurde mit den Seinen gefänglich eingezogen, und es knüpft sich jetzt daran die Entdeckung einer ganzen Gallerie scheußlicher Verbrechen, deren Feststellung nach dem Schlusse der jetzt schwebenden Untersuchung noch zu erwarten steht, aber deren Schauplatz allerdings nirgends geeigneter, als auf der weit und breit einsamen Grimsel und in der Nähe des großen Aargletschers gewählt werden konnte. Schon seit Jahren und öfters

umher, und ergötzten uns an den prächtigen und zugleich recht zahmen Ziegen. Als wir uns eben auf einem von der Sonnenhitze ganz gewärmten Steine niedergelassen hatten, verhüllte sich plötzlich das Finsteraarhorn und sandte aus seinen Schluchten über die ganze westliche Himmelsgegend schnelle schwarze Wolken, wie sie in diesen Bergen, man weiß kaum woher, oft plötzlich entstehen. Kaum daß wir sie bemerkt, folgten einige Blitze und ein ferner majestätischer Donner rollte über uns durch das Thal. Ein paar einzelne Regentropfen, von dem äußersten Saume der Wolken zu uns getragen, trieben uns in das Haus zurück; aber eben so schnell, als das Gewitter entstanden, war es auch wieder vergangen, ohne in unserm

---

sind einzelne Reisende in dieser Gegend spurlos verschwunden; eine Verunglückung auf dem Aargletscher lag so wahrscheinlich, daß man auf große Untersuchungen um so weniger einging, als die bekannte Rechtlichkeit des Grimselwirthes nicht die Spur einer andern Möglichkeit aufkommen ließ. Die unersättliche Habgier des Zybach hat ihm sein Schicksal gezeitigt und schon der weltlichen Justiz ihr Opfer gebracht. Die Untersuchung ist, wie gesagt, im Gange und wird bei der großen Entrüstung und zu der Beruhigung der Reisenden mit eiserner Strenge geführt.

Ich habe gegen meine Frau sofort über Zybach, mit dem ich längere Zeit mich unterhielt, ein ganz richtiges Urtheil gefällt, weil dieser Mann einen scheuen Blick hatte und mir nicht offen in die Augen sah. Uebrigens fand ich ihn in allen seinen Antworten etwas confus, rechnete das aber, denn einen Mörder konnte ich in ihm doch nicht vermuthen, auf das eigenthümliche Benehmen der Schweizer aus den untersten Schichten, denn trotz seiner besser erzogenen Kinder war er doch, wie sich sogleich erkennen ließ, ein ganz gewöhnlicher ungebildeter Mensch.

Thale die geringste Spur zu hinterlassen. Ich hörte später, daß es an andern Orten stark angetroffen hatte.

Die ersehnte Stunde des Abendtisches kam jetzt herbei. Die Einrichtung der Tables d'hôte am Abende in der Schweiz ist ganz zweckmäßig. Früher kommt der Reisende, außer dem Wenigen, was er im Fluge zu sich nimmt, doch nicht zu der ruhigen Pflege des Magens, und es ist recht und billig, diesem dann auch einen Genuß zu gönnen, auf welchen er ungewohnter Weise vielleicht den ganzen Tag über warten mußte. Die Tables d'hôte sind im Ganzen auch gut und reichlich, und schließen zugleich in ihrem Preise von 2 bis 5 Francs, je nach Qualität des Hôtels, wenn auch nicht immer nach Qualität der Speisen, den Wein in sich ein, man mag ihn genießen oder nicht. Dieser Wein — Schweizer Landesgewächs — ist aber meistens so sauer und gering, daß der an etwas Besseres gewöhnte Ausländer kaum im Stande ist, ihn zu genießen. Will man sich daher nicht einen besondern ausländischen Wein nach der Karte aussuchen, der aber sehr theuer bezahlt werden muß, so thut man am Besten, den sogenannten Tischwein, wie es auch in der Regel gehalten wird, mit Wasser vermischt zu trinken. Um von den Eigenthümlichkeiten eines selbst in dieser entlegenen Gegend reichlichen Schweizer Table-d'hôte-Essens und besonders von der für uns Norddeutsche neuen und merkwürdigen Zusammenstellung desselben einen Begriff zu geben, habe ich mir die Gerichte des heutigen Abendessens im Grimsel-

hospiz in meine Brieftafel notirt, und gebe diese Notiz als Curiosum genau wieder:

Graupensuppe.

Pastete von Kalb.

Hammelcotelets mit Kartoffeln.

Diese sind ein stehendes Gericht in der Schweiz, wie an unsern Tischen das Rindfleisch, welches letztere hier sehr selten vorkommt.

Gemsenbraten.

Der Fremde muß Gemsenfleisch in der Schweiz mit etwas Mißtrauen genießen, weil ihm häufig besonders zubereitetes Schaffleisch dafür vorgesetzt wird. Hier aber auf der Grimsel bekommt er es echt, denn es befinden sich in der Nähe auf dem Gletscher der Aar große Gemsenheerden. Das Fleisch ist etwas hart; besitzt aber vollkommen den Wildgeschmack, und kann außerdem, daß es etwas Eigenthümliches ist, auch noch als etwas ganz Delicates gelten. Man bereitet es mit einer säuerlichen Sauce zu.

Kalter Schinken.

Schöpsenbraten.

Kalte Mehlspeise mit Sauce.

Milchreis mit gebackenen Pflaumen.

Das erschien uns unmittelbar nach der Mehlspeise sehr sonderbar!

Eine Masse Desserts, als: Mandeln, Rosinen, Nüsse und wohl secherlei kleines Backwerk.

Nach einer unruhigen Nacht, denn es kamen spät noch Reisende und Andre brachen zeitig auf, während jeder Fußtritt in dem hölzernen Hause an unser Ohr schlug, weckte uns ein herrlicher wundervoller Morgen. Mein erster Blick aus meinem Bette fiel anf den hellen, sonnebeleuchteten Schnee des Finsteraarhorns, denn unser Zimmer lag nach dieser Gegend, nach Westen. Es war ein erfreulicher Morgengruß, den mir der gigantische Berg durch solche Reinheit und in solchem Feierkleide brachte.

Da wir erst um 7 Uhr aufbrechen konnten, um an den Handeckfall nicht früher als zwischen 10 und 11 Uhr zu kommen, weil dieser nur gerade in der genannten Zeit seinen ganzen Schmuck anlegt, indem die Sonnenstrahlen blos dann jenes Thal erleuchten; so hatten wir heute einmal recht vollkommen Zeit, den Kaffee in aller Gemüthlichkeit zu trinken. Der Kaffee ist unbedingt in der Schweiz das verhältnißmäßig kostspieligste Getränk; man erhält zwar außer Kaffee, Sahne, Brod, Butter und Zucker noch eine Menge für unsre Bedürfnisse ziemlich unnöthige Zuthaten; muß aber den gleichen Preis bezahlen, auch wenn man sich das Ueberflüssige verbittet. Regelmäßig wird in der Schweiz Honig zum Kaffee gegeben; ferner, wenn auch nicht überall, den Engländern zu Liebe Eier, zuweilen auch Fleisch. Für die Portion Kaffee wird 1—2 Francs berechnet. Eine große Unbequemlichkeit und Unannehmlichkeit in der Schweiz ist die Sitte, den Kaffee und überhaupt Alles, was man genießt, gemeinschaftlich im Salle à manger zu nehmen,

oder für das auf's Zimmer Verlangte bedeutend mehr, sogar bis zum doppelten Preise zu zahlen. Ist nun auch die öftere Gelegenheit, welche die Touristen zusammenführt, behufs neuer Bekanntschaften oft recht angenehm und nützlich, so gleicht sie doch das Opfer nicht aus, welches Derjenige bringt, der früh gern bald eine Tasse Kaffee trinken will, denn dieser muß sich entweder sofort vollständig in Toilette werfen, oder die Befriedigung seiner Gewohnheit und seiner Bedürfnisse mit ½—1 Franc extra erkaufen; und ist das bei den ohnehin enorm theuren Kaffeepreisen kein ganz unberücksichtigt zu lassender Gegenstand.

Nur meine Frau zu Rosse, ich, weil unser heutiger Weg nicht zu bedeutend war, trotz einer sengenden Hitze, zu Fuße, aber Rock und Halstuch über's Pferd meiner Frau gehängt — brachen wir um 7 Uhr früh auf und bogen in das wilde, nach Norden sich hinziehende Aarthal ein, immer dem stürzenden Wasser nach. Dieser Pfad, eingerahmt von starren kahlen Schneehöhen, ist in jeder Beziehung durch und durch romantisch. Ungeheure Felsenblöcke, von den Höhen vielleicht schon vor Jahrtausenden herabgeschleudert, liegen in vollständiger Unordnung und zerstreut auf allen festen Stützpunkten des Thales; der Weg windet sich meistens auf dem beschränktesten Raume um diese Hindernisse herum; führt dabei über große Felsenmassen steil abwärts und oft durch bedeutende Schnee- und Eisflächen, welche von den Lawinen des Frühjahrs zurückgeblieben, oder noch nicht geschmolzen sind, weil sie der Schatten einer himmelanstrebenden Felsen-

wand deckt. Erstaunlich ist es, wie sicher Pferde auf diesen Pfaden gehen; ruhig und gemessen schreitet der Huf und faßt die glatte Felsenplatte fester als der leichter strauchelnde Fuß des Menschen. Auf einer rohen Holzbrücke überschritten wir die Aar, welche mit lautem Toben darunter wegstürzte. Das Thal wurde enger und fiel immer steiler herunter. Man befindet sich scheinbar immer wie in einem geschlossenen Kessel, denn durch die Krümmungen des Weges ist dessen Ein- und Austritt aus dem Thale selbst in kleinen Entfernungen meistens nicht sichtbar und das Auge, das hier keinen Baum, keinen Strauch erfassen kann, irrt in dieser vollständigen Wildniß nur auf öden kahlen Felsenblöcken umher. Dieser Weg ist schauerlich und das wilde Brausen der Aar verleiht der Scene die passende Musikbegleitung. Dicht an der rechten Seite unsres Weges tobte die Aar dahin, und Weg und Wasser überboten sich, am schnellsten hinunter zu kommen. Lief aber der Weg auch noch so steil abwärts, so steil, daß der Pferdetreiber das Pferd am Kopfe, der Führer es am Schweife faßte und hielt, um ein mögliches Ausgleiten desselben zu verhüten, so war er doch dem in wildester Jugendkraft tobenden Wasser oft viel zu langsam und bedächtig, denn die schäumende Aar war immer voraus und gewöhnlich tief unter unsern Füßen. Da aber mußte sie wohl zuweilen innehalten und warten und sich unterdessen mit den ihren Weg versperrenden Felsenblöcken herumstreiten, oder aus Rücksicht gegen

ihren Gefährten krumme Bogen ziehen, damit dieser nur nachkommen konnte.

An einer einzelnen Sennenhütte weideten herrliche Ziegen, die uns mit ihren ernsten Bartgesichtchen neugierig und ganz ohne Furcht betrachteten. Unweit davon führte wieder ein malerischer Holzsteg, wie noch etwas weiter unten eine größere Brücke über die Aar; beide Verbindungen, wahrscheinlich nur nach den jenseits des Wassers liegenden Weiden gehend, blieben von uns unberührt; unser Weg zog sich vielmehr auf dem linken Ufer weiter; hinter der letzten Brücke fiel die Aar in einem einzigen Bogen wohl 50—60 Fuß herab; kurz darauf abermals wieder in ungefähr gleicher Höhe, und derartige kleine, aber immer reizende Fälle wiederholten sich fortwährend in allen Größen, und machten es unserm Wege recht sauer, Schritt mit der unbändigen Gefährtin zu halten. Eine Brücke, „Oberschwingbogen" genannt, führte uns jetzt auf das rechte Ufer der Aar; doch durften wir nicht lange darauf bleiben; denn bald kam der „Unterschwingbogen", eine neue Brücke, und brachte uns wieder zurück auf die linke Seite der sich wild überstürzenden Aar. Hier sollte in die Oede ein Strahl der Beruhigung fallen, denn wir sahen wieder die ersten Bäume in der Gestalt kleiner verkrüppelter Fichten. An dem Unterschwingbogen warf ein Mann, industriell damit um ein Almosen ansprechend, Steine und Zacken von Fichten in die hier wieder entsetzlich streitsüchtig gewordene und tobende Aar. So flach die Aar, wie überhaupt jedes stürzende Gebirgswasser, im Allge-

meinen ist, birgt sie doch auch durch höhlengleich ausgewühlte Löcher große Tiefen; eine solche Tiefe mußte hier sein, da der schäumende Wirbel selbst die leichten Baumzweige blitzesschnell nach unten riß und verschlang.

Das Thal breitete sich etwas aus, und gestattete nunmehr auch den Blick auf die entfernteren Höhen zu beiden Seiten. Links oben gewahrten wir einen Gletscher, den Erlengletscher; rechts zog sich von der Höhe einer ungeheuren Wand ein schöner Wasserfall herunter, dessen Staub, aus der Entfernung gesehen, hellglänzend wie leise zitternde Seidenfäden herabwehte, um sich unten mit der Aar zu vereinigen.

Im Gespräche mit dem Führer theilte uns dieser ganz zufällig mit, daß er vor einigen Jahren auch mit zwei Leipziger Familien ganz dieselbe Tour, wie wir, vom Rigi aus gemacht habe. Es fand sich bald, daß es uns sehr befreundete Familien waren und wir merkwürdigerweise jener erwähnten Tour unsre jetzige Reiseroute verdankten, die ich von einem der damaligen Theilnehmer erhalten habe. Es ist ein recht angenehmes Gefühl, in so weiter Ferne von der Heimath geistig einen so nahen und lieben Anknüpfungspunkt mit derselben zu finden.

An einem Wassersturze der Aar, dem Haidickfalle, vorüber schreitend, gelangten wir bald an die Sennenhütte, von welcher aus man in wenigen Minuten abseits vom Wege den berühmten Handeckfall erreicht. Wir erwarteten hier bei einem frugalen Frühstücke den rechten Moment zum Besuche des Falles. Nicht

lange währte es, so trafen auch die mit uns auf der Grimsel über Nacht gewesenen Wiener, deren Bekanntschaft wir in Hospenthal gemacht, hier ein, ließen sich neben uns nieder und amüsirten uns durch die gemüthlichsten Neckereien unter einander. So wollte die Dame ganz bestimmt gehört haben, daß ein Lieblingsgericht der Schweizer Käse mit Honig sei und drang nun in ihren jungen Begleiter auf die gutmüthig lächerlichste Weise, Käse mit Honig zu kosten, indem sie ihm mit ihrem „bitt', bitt' schön!" immer einen Bissen jener Mischung vorhielt und ihn in der ganzen Stube verfolgte, indem sie ganz ernsthaft in ihrem Forschungseifer versicherte: „Ich wollt' gar z'gern wissen, wie's halt schmeckt!", wogegen der junge Mann lebhaft protestirte und behauptete, das müsse die gnädige Frau selbst versuchen; sie könne das weit besser als er beurtheilen. Ich weiß nicht, ob die Wissenschaft noch durch den gelungenen Versuch bereichert worden ist, denn wir brachen jetzt zum Voraus nach dem Falle auf und stiegen nach ihm durch ein kleines kühlendes Fichtengehölz bergunter.

Der Handeckfall gehört unbedingt zu den wundervollsten und herrlichsten Erscheinungen in der Schweiz; namentlich, wenn man ihn in den Vormittagsstunden zwischen 10 und 12 Uhr besucht, in welcher Zeit die Sonnenstrahlen gerade in jene Schlucht, die sein Bette bildet, hinunterfallen; ganz besonders aber, wenn man das Glück hat, es in dieser Beziehung so vollkommen zu treffen, als wir. Heute war kein Wölkchen am Himmel und die Sonne konnte die vortrefflichste und größtmög-

lichste Wirkung thun. Nachdem uns schon das donnerähnliche Brausen des stürzenden Wassers auf den Genuß vorbereitet hatte, traten wir an die Lehne eines Geländers vor und standen festgewurzelt und überwältigt durch einen Anblick, der nicht großartiger gedacht werden kann. In die tiefe Schlucht vor uns stürzte sich 200 Fuß tief das ganze Wasser der Aar. Dieses schon an und für sich schöne Schauspiel bekommt aber seine ganze hohe Bedeutung dadurch, daß sich von der gegenüber liegenden Höhe zur linken Hand ein zweites starkes Wasser, der Erlibach, in dieselbe Schlucht hinunterstürzt und sich beide gewaltigen Ströme, noch ehe sie den Grund erreichen, in der Mitte des Falles vereinigen. Durch den ungeheuren Druck und die furchtbare Kraft der auf einander gepeitschten Wassermassen entsteht aber ein Wasserstaub, der die ganze Schlucht und die nächste Umgebung mit einem feinen durchsichtigen Nebelschleier erfüllt. Nun denke man sich in diesem Wasserstaube die herrlichste Wirkung der Sonnenstrahlen, die in allen Richtungen vor uns und hinunter bis tief unter uns die reichen Farben der Iris hinmalen! Man denke sich, wie die Kraft der sich auffangenden und mit einander kämpfenden Wasserströme und der dadurch erregte stete Luftzug in dieser Schlucht den Wasserduft in eine wirbelnde ewige Bewegung bringen, durch welche die wunderbar glänzende Iris in stets wechselnder, stets neuer Form erscheint! Man male sich dieses, durch keinen Maler darstellbare Bild mit den kühnsten Farben der geschäftigen Einbildungskraft, und man wird der Wirklichkeit

gewiß immer nur schwache Rechnung getragen haben! Wir standen lange wortlos vor dem Zauber dieses Anblicks! Dicht neben unserm Standpunkte war eine kleine hölzerne Brücke, welche sich unmittelbar über den Sturz selbst von einem Rande der Schlucht nach dem andern schwingt. Von der Mitte dieses schwankenden Steges, benetzt mit erfrischender Kühlung durch den empor gewirbelten Wasserstaub blickten wir noch lange stumm entzückt in den donnernden Strudel hinunter und trugen ein Bild mit uns hinweg, das zu den herrlichsten gehört, welches die reiche schöne Natur in diesem so reichen schönen Lande bietet! Hier möchte man jedem Wanderer einen gleichen wolkenlos prächtigen Himmel wünschen! und doch, wie oft soll gerade hier übles Wetter den Genuß beeinträchtigen. Der Himmel hatte uns in jeder Beziehung begünstigt; aber wir fühlten und erkannten auch diesen Vorzug in der dankbarsten und freudevollsten Stimmung!

Mit Gewalt mußten wir uns von diesem Orte trennen. Auf dem Rückwege nach der Sennenhütte begegneten wir unsern Wienern, die sich jetzt erst nach dem Falle begaben. Wir haben sie später nicht wieder getroffen. In der Hütte selbst hielten wir uns nicht lange auf, sondern traten in der brennendsten Mittagshitze unsre Wanderung, Beide zu Fuß, an, weil die nächste Strecke, um die vorausgestürzte Aar einzuholen, sehr steil herabliegt. Erst unten bestieg meine Frau ihr Pferd wieder.

Das ganze Thal, welches sich von dem Grimselhospize bis Meiringen immer mit der Aar hinunter-

zieht, heißt das Haslithal. Wenn es bis hier einen wilden, oft schauerlichen Charakter trug, so nimmt es nunmehr ein weit freundlicheres Gesicht an. Die großen starren Felsenblöcke sind verschwunden; der Weg fällt nicht mehr so anhaltend überaus steil herab; Bäume und Sträucher, bald auch üppig grüne Matten und Felder beleben die Gegend. Dagegen ragen und namentlich an unsrer linken, der westlichen Seite des Thales, die gigantischen Bergriesen mit ihren ewigen Schneehäuptern weit empor in das blaue Himmelstuch, und sind jetzt für die Blicke selbst weit erreichbarer als zuvor in dem engen durch hohe Felsenwände verhüllten Thale. Der Führer zeigte uns das links liegende, über 9000 Fuß hohe Ritzlehorn. Von ihm herab starrte der Gauligletscher. Von beiden Seiten der Thalwände schossen zahlreiche eilige Wasserfälle herab; kurz, das geschäftige Auge blieb in unaufhörlich angestrengtester Thätigkeit. Ein hübsches Dorf, Namens Guttannen, mit seinen netten Schweizerhäusern, liegt hier mitten in dem ziemlich breit gewordenen Thale dicht am Fuße des Ritzlehornes. Wir sahen hier auf den Wiesen und Feldern künstlich auf einander gebaute hohe Haufen großer und kleiner Steine und erfuhren von dem Führer, daß diese Steine im Frühjahre durch die Lawinen von den Bergen herabgebracht, und von den Thalbewohnern, um keinen für die Feldfrüchte nutzbaren Raum zu verlieren, und weil man nirgends weiter mit ihnen hin kann, mit möglichster Platzersparniß auf einander geschichtet würden. Die Hitze war jetzt fürchterlich, und nach dem

am Boden verschmachtet liegenden Kraute der Kartoffeln und anderer Gewächse zu urtheilen, wahrscheinlich seit längerer Zeit schon in diesem Thale so groß gewesen; die weißen Blüthen der hier vielfach angebauten sogenannten Puffbohnen waren schwarz verbrannt und verwelkt. Herrlich war aber das Wetter für die Heuernte; auf den Wiesen waren zahlreiche Männer und Frauen mit dem Wenden und Aufsammeln des Heues beschäftigt, dessen balsamischer Duft uns erquickte, als wir die Matten überschritten. Nach einer Stunde gelangten wir an ein zweites Dorf, Namens Imhof. Hier kamen wir nun endlich wieder auf eine mit Wagen fahrbare Straße, die von Meiringen bis Imhof und seitwärts von hier gegen Osten nach der Gotthardsstraße führt. Meine Frau war durch das Reiten und die sengende Hitze so erschöpft, daß wir uns entschlossen, in Imhof etwas auszuruhen. Wir nahmen eine Tasse herzlich schlechten Kaffe zu uns, der aber wenigstens darinnen mit dem besten Mocca in Uebereinstimmung gebracht war, daß man sich ihn entsetzlich theuer bezahlen ließ. So wird die Prellerei in den Nebengasthöfen der Schweiz, dem Lande voll Biedersinn und Rechtschaffenheit im großartigsten Maßstabe betrieben! Ueberhaupt hatte ich hier Gelegenheit, weil viele Gäste ab- und zu gingen, einen Blick auf die untern Schichten der Schweizer, ihren Bildungsstand und ihre Geistesfähigkeiten, so weit sich das Alles offen darlegt, zu werfen und ich gestehe, daß ich nicht die besten Schlüsse ziehen konnte. Die Gesichtszüge der um mich sitzenden, stehenden und

sprechenden Individuen zeigten im Allgemeinen das klar ausgedrückte Gepräge der Dummheit. Der Strahl einer höheren geistigen Regung oder gar Ausbildung scheint für diese freien Söhne der Schweiz noch nicht erschienen zu sein. Sie bewegen sich fort, wie sie von ihren Verhältnissen fortgestoßen werden, und haben keinen andern Sinn, als die Befriedigung der in ihrer Sphäre liegenden materiellen Genüsse. So steht die Masse, denn diese untern Schichten bilden die Masse, der gerühmten Republikaner, der Söhne der Freiheit vor uns! Traurig ist es, wenn man die Träger republikanischer Tugenden, das hochherzige politisch reife Volk sucht und, wenigstens in der Menge, eine Mißgeburt findet. Was aber auch können wir aus diesen Zuständen lernen? Zunächst, daß hienieden nichts vollkommen ist; dann aber als praktische Antwort auf die auch in Deutschland so oft aufgetauchten Wünsche und Hoffnungen, die Ueberzeugung, daß jede Staatsform, welche in ihren Einrichtungen sowohl, als in ihren Reformen von den Massen der Köpfe abhängt, und nicht von dem in ihnen so ungleich vertheilten Verstande, eine schlechte und unsichere ist. Und hiermit wäre den Institutionen der Republik, weil sie von allgemeinen directen Abstimmungen abhängen, das Urtheil gefällt, so lange nicht sämmtliche Staatsbürger diejenige geistige Höhe, und dasjenige moralische hochherzige Gefühl erreichen, das eben aber genügend ist, jede Staatsform entbehrlich zu machen. Wenn man in der Schweiz die ungebildeten Massen mit ihrer Dummheit und Gleichgültig-

keit sieht und, für sie berechnet, dann die vielen an allen öffentlichen Gebäuden angehefteten Regierungserlasse und sonstigen zu Wahlen und Stimmenabgebung auffordernden Plakate liest, deren gute oder schlechte Resultate besonders von jenen Menschen abhängen, so müssen wir natürlich die Umtriebe, die Intriguen, wie sie unter ähnlichen Umständen überall entstehen, auch hier voraussetzen, und irren uns dabei in der That keineswegs. Durch den Ehrgeiz der Partheihäupter werden die Spaltungen und Streitigkeiten in dem aus seinem Berufe und seiner Wirksamkeit gerissenen Volke unaufhörlich angefacht und genährt, und wir haben hier, wie allerwärts, wo Republiken bestehen, das unerquicklichste Bild; denn wir sehen blos die Intriguen der obern Schichten in ihrer Wirkung auf die untern. Wenn man daher behauptet, daß die republikanische Staatsform die beste und vorzüglichste für das Glück der Völker sei, so ist dem vom theoretischen und moralischen Gefühlsstandpunkte ohne Bedenken beizupflichten. Aber die Praxis, die so oft mit roher Hand so viele schöne Gebilde vernichtet! die Praxis zeigt uns, daß, so lange die Menschen geistig und moralisch verschieden sind, alle republikanischen Zustände nur als Warnung vor Einführung einer republikanischen Staatsform gelten können.

Solche Gedanken ungefähr und noch andre ähnliche beschäftigten mich in dem Gasthofe zu Imhof, als wir in dem offnen, vor der Hausthür noch liegenden, aber zu dem Hause selbst gehörenden und in dasselbe hineinragenden Balkonähnlichem Raume saßen

und schlechten Kaffe tranken. Zu unserm im hohen Parterre befindlichen Plätzchen, führte eine offene kurze Treppe unmittelbar von der Straße herauf, und alle Personen, welche in das Haus, oder aus dem Hause auf die Straße wollten, mußten an uns vorübergehen.

Wir brachen auf. Der Weg zog sich jetzt eine kleine Strecke an gut aussehenden, nur durch die Hitze leidenden Feldern vorüber. Dann stellte sich uns noch, kurz vor unserm heutigen Reiseziele, dem Badeorte Meiringen, ein kleiner steiler Berg entgegen, den wir überschreiten mußten, während sich die Aar den Durchpaß durch eine enge Schlucht erzwang, so eng, daß sie dem Wege an ihrer Seite keinen Raum mehr ließ. Oben auf der Höhe jenes also jetzt schließlich zu übersteigenden Berges angelangt, befand sich meine Frau leider recht unwohl und da sie besonders durch das Reiten angegriffen war, beschlossen wir, den kurzen Weg nach den unter uns liegenden freundlichen Häusern von Meiringen Beide zu Fuße hinabzusteigen. Es war etwas nach 5 Uhr, als wir in Meiringen ankamen und im Gasthofe zum wilden Manne einzogen. Meine Frau begab sich hier sofort zur Ruhe, um sich für den folgenden Tag möglichst zu erholen.

Vor der um 7 Uhr beginnenden Table d'hôte besah ich mir noch den Flecken mit seinen alterthümlichen, im echtesten Schweizerstyle erbauten, mit vielen Inschriften verzierten, malerisch interessanten Häusern und besuchte einen dicht am Orte gelegenen Wasserfall, den Altbach genannt, der gegen die unzähligen Fälle des ganzen Thales nichts Neues bot.

An der Table d'hôte traf ich eine mir bekannte Leipziger Familie und fand dadurch einen unerwarteten Genuß mehr. Von den Fenstern des Speisesaales aus erblickte man durch eine in der westlichen Gebirgskette liegende Schlucht den glänzenden Rosaleiagletscher. Während wir bei Tische saßen, sank die Sonne. Von meinem Platze aus sah ich, wie der schöne weiße Gletscher sich in blaßglühenden Rosennebel hüllte, und meine Augen ruhten auf dem herrlichen Gemälde, bis die heraufrückende Finsterniß jegliche Aussicht bedeckte.

Da meine Frau sich am andern Morgen (Sonnabend, den 17. Juli,) noch nicht so ganz gestärkt fühlte, um eine neue, voraussichtlich sehr beschwerliche Tour anzutreten, so beschlossen wir, hier in Meiringen eine Art Ruhetag zu halten; das heißt, wir wollten blos am Nachmittage einen Abstecher zu Wagen von hier unternehmen, also blos halbe Thätigkeit entwickeln. Weil wir nun bis Mittag nichts vor hatten und doch einmal in einem Badeorte waren, so bestellte ich für uns Beide Bäder; versprachen wir uns doch davon auch eine recht angenehme Stärkung. Die Einrichtung dieser Bäder war aber so eigenthümlich, daß eine Beschreibung davon nicht überflüssig sein dürfte. Die Badestuben befanden sich im Hôtel du Sauvage selbst, indessen mußte man, um zu ihnen zu kommen, in das Souterrain steigen. Um 11 Uhr waren die Bäder bereit und man führte uns hinunter zu zwei neben einander liegenden kleinen Behältern. Diese stellten im Allgemeinen den Uranfang

einer Badestube vor. Ein hölzerner Tisch, ein hölzerner Stuhl, ein kleiner Spiegel voilà tout! In der Mitte des kleinen, durch nackte hölzerne Wände umschlossenen Raumes stand — doch wie beschreibe ich das am Besten? — eine Art Trog, der aber auch gerade so aussah, wie der untere Theil eines Sarges. In dieses weder gehörig tiefe, noch sonst geräumige Behältniß war ein Betttuch gebreitet, welches das zuvor in den Kasten gegossene gewärmte Wasser nur durch sein Gewebe filtrirt an den Köper heranließ. Ist nun das hiesige Wasser nicht rein genug, daß es filtrirt werden muß, oder ist das Laken deshalb vorhanden, damit man sich, wenn man frieren sollte, hineinhüllen kann, denn das Wasser bedeckt den Körper nicht genügend, und kann bei dem gänzlichen Mangel aller Röhrenverbindung, kalt geworden, nicht durch heißen Zufluß wieder erwärmt werden — das wußten wir nicht; uns aber kam diese Einrichtung ganz ergötzlich und sonderbar vor, und wir konnten uns nach dem Bade kaum genug von unsern beiderseitig gleichen Entdeckungen erzählen. In jedem Falle hatten wir aber den Zweck erreicht, indem wir uns durch das Wasser frisch und neu gestärkt fühlten.

Um 2 Uhr Nachmittags fuhren wir in einem Miethwagen durch ein sehr schönes Thal immer längs der schäumenden Aar hin nach Brienz. Dieses Thal ist das Thal der Wasserfälle; man zählt auf der kurzen Strecke, die nicht länger als 2½ Stunden Weges ist, vierzehn bedeutende von den beiderseitigen Höhen herabfallende Wasserstürze. Brienz liegt reizend

an dem herrlichen gleichnamigen See. Der See selbst ist 3 Stunden lang und ungefähr $^{3}/_{4}$ Stunden breit. In dem vor der Stadt am See gelegenen Hôtel Bellevue stiegen wir ab. Ein Fischernachen wurde gemiethet und zwei Frauen ruderten uns nach dem $^{3}/_{4}$ Stunden über dem See auf dessen südlichem Ufer gelegenen berühmten Gießbache. Der Himmel hatte sich etwas umtrübt und in der Entfernung nach dem Ende des See's hin schien es stark zu regnen, auch bemerkten wir fernen Blitz und Donner; zu uns kamen nur wenige einzelne Tropfen. Die Ufer des Brienzer See's sind eben so lieblich, weil sie sehr fruchtbar und angebaut sind, als großartig, denn ungeheure Berge schließen den See ein; nur das westliche, nach dem weiter liegenden Thuner See hinreichende, und das östliche Ufer, das wir vom Aarthale aus eben verlassen hatten, bieten Beide größere, aber reizende und lebendige Flächen dar, die mit dem reichsten Kleide der schönen Jahreszeit geschmückt waren. Der Spiegel des See's glänzte im herrlichsten Meeresgrüne, merkwürdig ist es aber, daß die mitten durch die Länge des See's fließende Aar sich genau und scharf mit ihrer starken und heftigen Strömung von dem ruhigen Wasser des See's wie ein weißer Faden auf grünem Grunde abgrenzt. Die heftige Strömung benutzt man, um Holz durch den See zu flößen, und Hunderte von Holzscheiten trieben vor unsern Augen vorüber. Wir mußten mit dem leichten Kahne die Strömung durchschneiden und die uns rudernden Weiber hatten alle ihre Kräfte aufzu-

bieten, um hindurch zu kommen. Das hinderte sie aber keineswegs, ein schon vorher mit unserm Führer angefangenes politisches Gespräch eifrig fortzusetzen. So viel ich aus dem im schwerverständlichen Schweizer Volksdialecte gesprochenen Worten entnahm, handelte es sich um den Ausgang einer bevorstehenden Wahl; auf die „Aristokraten“ wurde geschimpft — wobei sich übrigens der Führer klugerweise sehr zurückhaltend benahm —, den „Liberalen“ indessen der Sieg prophezeit. Nun, wenn die Frauen, wie diese rudernden Weiber, männliche Beschäftigungen treiben, warum sollen sie nicht mit Politik machen können! Vielleicht sind sie in diesem Lande so vielseitig, daß sie doch noch Zeit übrig behalten, um nebenbei ihre Kartoffeln zu kochen.

Das südliche Ufer des See's, dem wir zuruderten, hebt sich sofort vom Wasser aus steil nach hohen Bergspitzen empor. Wir mußten, nachdem wir an einer einsamen, mit schattigen Bäumen umringten Stelle gelandet hatten, einige Hundert Schritte in die Höhe steigen, um den Fall des Gießbaches in seinem schönsten Theile zu erreichen. Der Himmel war jetzt über uns wieder ganz hell geworden, so daß wir nicht befürchten durften, auf unserm Wege naß zu werden. Oben am Falle liegt ein Gasthaus, das wir aber, denn wer kann immer essen und trinken, gänzlich zu ignoriren uns erlaubten. Von dem Vorplatze an diesem Hause nun hat man einen vollkommenen Blick auf den ganzen Gießbach, der 700 Fuß tief, aber in mehreren Absätzen, nach dem See

hinunterstürzt. Um ein eigenthümliches Naturspiel, das der Gießbach bietet, und das wahrscheinlich nicht so leicht wieder irgendwo vorkommen dürfte, zu betrachten, steigt man von hier aus noch ein weiteres Stück der Höhe zu. Man kommt dann an eine Stelle, an welcher in der ganzen Breite des Falles, horizontal aus dem Berge heraus eine große tafelförmige Felsenmasse vorragt, und mit den sie stützenden Seitenwänden eine natürliche Höhle bildet. Auf die obere Seite der Felsenplatte, die wie das Dach eines Baldachins mit halbrund abgegrenzter Kante nach außen strebt, stürzt sich das ganze Wasser des Falles, und folgerecht über jene Kante weiter herab in Tausenden von Wasserstrahlen, die dicht neben einander gestellt, wie die Kettenfaden eines Gewebes, einen natürlichen durchsichtigen Schleier bilden. Man kann von der Seite dieser Art von Höhle oder Grotte in sie selbst trocknen Fußes gelangen und genießt dann das wunderbare Schauspiel, den Fall in seiner ganzen Breite über sich selbst herabstürzen zu sehen, und gewissermaßen im Wasserfalle selbst zu stehen, und doch vollkommen geschützt zu sein. Man wird es glaublich finden, daß wir kaum erwarten konnten, nach den zahlreichen schönen, seit gestern gesehenen Wasserfällen und namentlich nach dem Handeckfalle, noch einem neuen und selbst gerühmten Falle ein großes Interesse abzugewinnen, daß wir vielmehr den heutigen Abstecher nur als Ausfüllung eines freien Nachmittags unternahmen, und dennoch standen wir hier wieder entzückt und hingerissen durch die so eigenthümliche und

überraschende Wirkung. Das Wasser wob vor uns einen durchsichtigen Silberschleier; unzählige Perlenschnuren bildeten die Fäden des flatternden Gewebes, durch das zu uns das heitere Gemälde der außerhalb liegenden Gegend hindurch zitterte. Dazu brauste der Felsen über uns, und brauste der Felsen unter uns. Das Gehör fand keinen Unterschied zwischen diesem und den wilden Fällen der Aar und der Reuß; die Gewalt des Wassers schlug ebenso donnergleich ungestüm auf die Felsen; aber das Auge hatte ein sanfteres, ein ganz anderes Bild vor sich; das Auge war gefangen von dem lieblichen Reize des wunderbaren Falles. — Aber, wir mußten uns auch von diesem Orte wieder trennen, und schneller, als wir heraufgestiegen, gelangten wir den Berg wieder hinunter nach unserm Nachen. Unterwegs machte uns der Führer noch auf eine, wenige Schritte abliegende Aussicht aufmerksam. Es war ein freier Punkt seitwärts unsres mit Bäumen umschatteten Weges. Unter und vor uns lag der ganze Brienzer See mit seinem gegenüber befindlichen hochbergigen malerischen Ufer; am linken Ende Interlaken, und noch weiter hinaus glänzte der Spiegel des fernen Thuner See's. Interlaken war noch düster in den Nebel des Gewitters gehüllt, trotzdem konnte man deutlich den Thurm und die Häuser erkennen.

Wir fuhren in dem kleinen Nachen über den See nach unserm Hôtel zurück. Von dem nach dem See gehenden Balkone des Hauses genossen wir das unbeschreiblich schöne Bild einer wundervollen Abendlandschaft. Die Schatten der nahenden Dämmerung,

die sich zertheilenden Nebel des am fernen Horizonte gewesenen Gewitters, breiteten einen zarten violetten Duft über den See und seine Ufer. Leise lispelten die Lüfte des Abends; aber nach der Hitze des Tages erfrischte und belebte der kühlere Odem der Natur die Stirne und der Mund schlürfte mit Wonne den balsamischen Hauch. Allmählig mehr verlor sich das Einzelne in dem Ganzen; die unbestimmten Umrisse der Fernen fesselten das Auge und nährten die geweckte Phantasie. Ein magischer Zauber war über das Ganze ausgegossen. Nur See und Himmel traten mit ihren großen hellen Flächen noch klar hervor. Schon funkelten die ersten Abendsterne an dem jetzt wolkenfreien Himmel, und zitterten in dem Spiegel des Wassers unruhig wieder. Still und stiller wurde die Natur; nur das ferne Rauschen der Aar beschäftigte das Ohr. Das war ein Ort zum Schwärmen, zum Sichgehenlassen! Wir aber, ja wir mußten fort, zurück nach Meiringen; wir durften nicht zu spät aufbrechen, denn für morgen galt es, sehr zeitig aufzustehen.

Wir hatten im offnen, ganz zurückgeschlagenen Wagen einen prächtigen Weg nach Hause. Die wachsende Dämmerung wurde durch die mehr und mehr heller leuchtenden Sternenheere des Himmels in Schranken gehalten. So konnte auch uns in der Dunkelheit der Genuß des Schauens nicht genommen werden. Die Wellen der schäumenden Aar an unserer Seite, die Silberbänder der Wasserfälle an den Höhen leuchteten uns in allen ihren Umrissen entgegen.

In der zehnten Stunde des Abends kamen wir nach einer sehr schnellen Fahrt in Meiringen an.

Sonntag, der 18. Juli war zu einer großen anstrengenden Reise bestimmt worden und wir hatten unsern Aufbruch in Folge davon und wegen der, an den vorhergegangenen Tagen stattgefundenen starken Hitze um 4 Uhr früh festgesetzt und bestellt, uns um 3 Uhr zu wecken. Der Führer hat es auch nicht versäumt, zur rechten Zeit an unsere Thüre zu klopfen, jedoch mit Hinzufügung der unerfreulichen Nachricht, daß es etwas regne, und wir daher besser thäten, noch ein Stündchen liegen zu bleiben; er wolle uns dann wieder wecken, und hoffe, daß der Himmel sich bis dahin aufgeklärt habe. Ich überzeugte mich selbst von dem Stande der Sache und hoffte gleichfalls wegen der bereits ganz zerrissenen Wolken am Himmel auf die sehr wahrscheinlich baldige Besserung des Wetters. Ich beorderte daher den Führer, uns entweder bei vollständig angebrochenem Tage, oder sobald sich überhaupt die Witterung günstiger zeige, sofort wieder zu wecken. Es war auch sehr bald darauf, als er uns die Mittheilung machte, daß sich der Himmel ganz freundlich gestaltet habe. Wir waren hurtig bereit, und $^1/_2$ 5 Uhr auf dem Marsche. Trotzdem mir die heutige Tour als sehr stark und anstrengend geschildert war, hatte ich mich doch, durch das Ergebniß des vorgestrigen Tages ermuthigt, wieder für das Fußgehen entschlossen und nur für meine Frau ein Pferd gemiethet. Das freie Wandern zu Fuße durch diese schönen Gegenden ist gewiß allem

Andern vorzuziehen. So erst, nicht an den Rücken eines Pferdes geschmiedet, genießt man das Ungebundene der Reise vollkommen; man ist mit jedem Schritte sein eigener Herr, und dem Reisenden, der ein tüchtiger Fußgänger ist, kann nur gerathen werden, seine Fertigkeit so weit thunlich zu benutzen, denn für die Ermüdung, die er allerdings mit in den Kauf nehmen muß, bieten sich ihm überwiegend andre Vortheile. Ich ging also zu Fuße, und entfernte noch in Meiringen Rock und Halstuch, trotz des frühen und augenblicklich noch kühlen Morgens, weil ich jede Erhitzung möglichst vermeiden wollte, und der Weg sich bis zu unserm nächsten Ziele, dem Reichenbachfalle, sofort von Meiringen aus sehr steil in die Höhe zog. Wir hatten uns zunächst bis vor die äußersten Häuser des Ortes auf demselben Wege, den wir vorgestern von der Grimsel hergekommen, zurückzubegeben; dann überschritten wir die rechts von uns fließende Aar und stiegen sofort an den westlichen Höhen des Thales in der Schlucht, durch welche uns der Rosaleiagletscher entgegen blickte, empor. Dieses steile Bergthal heißt bis zu der uns später bekannt werdenden Haslischeideck das Oberhaslithal.

Bis an den Reichenbachfall hatten wir eine kleine Stunde zu steigen. Das Wetter gestaltete sich immer günstiger; die Sonne brach siegreich durch die Wolken und streute mit reicher Hand ihre goldnen Strahlen aus; wir hatten kaum gewagt, einen so schönen Morgen zu hoffen. Aber ihren besten und reichsten Beistand schenkte uns die freundliche Sonne, als wir

an dem Falle angelangt waren. Der Reichenbach, in dessem Thale wir von hier aus bis an den Rosaleiagletscher hinauf steigen wollten, bildet fünf bedeutende Wasserfälle; wir standen jetzt an dem untersten und schönsten in dem geschlossenen Raume einer kleinen Hütte. Der sich herabstürzende Reichenbach bietet weniger durch seine nicht zu große Höhe, als durch die ungeheure Wassermasse, welche in einer malerisch sehr schönen Schlucht von der Höhe über uns herabfällt, einen vorzüglich prachtvollen Anblick. Der Staub des Wassers ist bei diesem Falle, weil man an seinem Ende steht und hier der Bach, durch die engen Formen der Felsenschlucht getrieben, in Schaum aufgelöst, ankommt, so ungeheuer, daß man, namentlich in der unmittelbaren Nähe, in welcher das Haus an den Fall gebaut ist, ganz durchnäßt werden würde, wenn man nicht den Schutz eines Obdaches hätte und durch das Glas der Fenster schauen könnte; nur zuweilen und dann immer nur auf einen Augenblick das Fenster öffnend. Aber über Alles schön war der herrliche natürliche Rahmen des vor uns entfalteten Bildes, denn die Schlucht und der ganze in ihr herabstürzende Fall wurden durch einen großen glänzenden Regenbogen umfaßt, der sich rund wie das Gewölbe eines Thores um das Gemälde zog. Die Strahlen der Sonne blickten munter von dem Himmelstuche herunter und begünstigten uns mit der vollendeten Pracht einer Ansicht, die nur Wenigen so vollkommen gewährt wird. Wie schön ist die Natur, und wie reich und wie ewig neu sind ihre Wunder!

Wie viele Wasserfälle hatten wir in den letzten Tagen bewundert; und dennoch der neue brachte immer wieder Neues. Voller Bewunderung trennten wir uns auch von dieser schönen Stelle.

Wir stiegen von dem Reichenbachfalle steil aufwärts und gingen eine Strecke lang Alle zu Fuße, weil der Reitweg sich in einiger Entfernung von dem Falle vorüberzieht, weshalb meine Frau auch gezwungen gewesen war, schon einige hundert Schritte vorher abzusteigen. Mittlerweile hatte der Treiber das Pferd bis an die Stelle aufwärts geführt, an welcher wir den Reitweg wieder erreichten. Hier half ein großer Stein meiner Frau wieder auf ihr Pferd und wir zogen Alle muthig und freudig das schöne Thal empor. Uns entgegen brauste der Reichenbach, als könnte er es nicht erwarten, schnell genug in die Tiefe zu gelangen. Ueber Steine und Felsenblöcke in seinem Bette schoß er hinweg, über niedergefallene Bäume, die bei dem Holzreichthume der Gegend unbeachtet bleiben, weil sie für das Wegholen unbequem liegen, und sein Wasser bildete größere und kleinere schöne Fälle. Prächtig malerisch ist Alles in einem solchen frischen herrlichen Thale! Das saftige Grün der Matten; der schöne kräftige Baumwuchs; die einzelnen lieblich aus Holz zusammengefügten Hütten; dazu das glatte prächtige Vieh mit dem harmonischen Geläute auf allen Seiten und die ungestüme Wildheit des Wassers neben uns! — Wir feierten den Sonntagmorgen mit voller Andacht

in dem größten Tempel, in dem Tempel der wundervollen Natur!

Nachdem wir in solchem Thale 2½ Stunden immer aufwärts und zuweilen sehr steil gestiegen waren, näherten wir uns dem, in seiner äußeren Erscheinung vielleicht schönsten, weil reinlichsten Gletscher der Schweiz, dem Rosaleiagletscher. Die von ihm ausströmenden kühleren Lüfte nöthigten mich, Halstuch und Rock wieder anzulegen, und letzteren bis oben fest zuzuknöpfen. Zunächst begaben wir uns Behufs vollständiger Abkühlung in den hier sich befindenden guten Gasthof und frühstückten daselbst. Weil man nun aber immer noch, um an den Fuß des Gletschers zu gelangen, von hier aus 20 Minuten sehr steil aufwärts steigen muß, und dieser Weg nicht für Pferde eingerichtet ist, so erklärte meine Frau, daß sie bei der entstandenen starken Hitze von dem Besuche des Gletschers absehen, und mich hier wieder erwarten wolle.

Ich stieg also allein, nur von dem Führer begleitet, empor. Auf der Hälfte des Weges kamen wir über einen Steg, der zwei senkrecht in eine ungeheure Tiefe hinunterfallende Felsenwände mit einander verband. Ein Industrieller warf große Steine in diese tiefe und enge Schlucht. Es war ein eigenthümlich interessantes Schauspiel, die Zerbröckelung der bald hier, bald dort auftreffenden Steine, so weit das Auge reichte, zu verfolgen; aber noch weit länger konnte das Ohr dem dumpf schallenden Prasseln bis zu den fernsten Schwingungen lauschen.

Wir stiegen weiter, und bald trat uns, zwischen einzelnen Fichten durchblickend, der majestätische Gletscher entgegen. Der Rosaleiagletscher hat, wie schon erwähnt, vielleicht das hellste und reinlichste Eis, und zeichnet sich durch eine herrliche blaue Farbe aus. Das mag vermuthlich davon herrühren, weil die ihn umgebenden Felsen und Höhen keine Abbröckelungen zulassen, indem sie aus durchaus festem Gesteine bestehen; man findet daher an diesem Gletscher auch keine Moraine und tritt unmittelbar an seine Eismassen heran.

Durch eine in den Gletscher befindliche und sich bis an seinen Fuß herunter ziehende Spalte kann man auch ein gutes Stück in ihn selbst hinein dringen und bis in eine Eishöhle gelangen, welche sich also wirklich in dem Innern des Gletschers befindet. Man wird auf dieser Wanderung von zwei besondern Führern begleitet, welche hier auf die Reisenden warten und kann solchergestalt den Gang ruhig und als durchaus gefahrlos wagen. Nachdem ich mich zuvor vollständig abgekühlt hatte, versagte ich mir das Eigenthümliche jener Wanderung nicht. Ich glaubte hiermit nur meiner Neugier Rechnung zu tragen, aber ich sollte ein unbeschreibbares Gefühl des Entzückens finden! Als ich in die engen Eisgrotten trat und über durchsichtige Eismassen ging, vor dem Ausgleiten, das hier jedoch ohne Gefahr ist, durch die feste Hand der Führer geschützt, erweiterte sich die hochathmende Brust. Ein kleiner Bach rauschte neben mir aus dem Innern des Gletschers heraus; auf seinem schmalen Rande schrit-

ten wir weiter. Zuweilen hing über uns das Eis so tief herunter, daß wir uns bücken mußten; oft erweiterte sich der Raum wieder ziemlich bedeutend; oft zeigten sich abgezweigte Seitenschluchten. So gelangten wir in die größere Eishöhle, und waren hier ganz im Eise und von Eis umschlossen. Wenn man das Ungewöhnliche der Situaten überwunden hat, dann steht man staunend über die Pracht! Es ist eine Feendecoration aus einem Zauberspiele! So muß ein Crystallpalast aus dem Mährchen von tausend und eine Nacht sein! Und das Eis war so schön und rein, daß trotz der ungeheuren Masse über uns die Wirkung der Sonnenstrahlen bis hierher drang und sich in dem herrlichsten blauen Farbenspiele äußerte. Es war ein unvergleichlich prachtvoller Anblick und ich beklagte lebhaft, daß ihn meine Frau entbehren mußte, doch war der Weg zu weit und zu beschwerlich, um sie noch rufen lassen zu können.

Als ich wieder in die warme Luft gelangt war, deren Contrast mit der Eistemperatur mir jetzt weit fühlbarer, als zuvor im umgekehrten Verhältnisse erschien, wollten mich die speculativen Leute hier oben noch mit einem Echo überraschen und schossen einen Böller ab. Weit in die Berge hallte der Schall, doch war die Wirkung als Echo nicht bedeutend. Wir stiegen herab und trafen mehrere Maler, welche Felsen und Eisgruppen skizzirten. Es halten sich während des ganzen Sommers hier Maler auf, um an diesem dankbaren Orte ihre Studien zu machen. Unten angekommen, fand ich meine Frau bereits reise-

fertig; sie war mir bis an die Stelle entgegen gekommen, an welcher sich unser weiterer Weg von meinem jetzigen abbog, so daß ich, weil auch alles Andere besorgt war, gar nicht erst nöthig hatte, bis an das Gasthaus zurückzugehen.

Wir schritten jetzt mit neuer Spannkraft der „Oberhaslischeideck“ zu. Es ist das ein schmaler hoher Bergsattel, der sich mitten in dieses Thal gestellt hat. Bis dort hinauf zieht sich das Oberhaslithal, während nach der andern Seite, wieder hinunter fallend, das Grindelwaldthal beginnt. Darum wird diese Höhe, von welcher man beide berühmte und herrliche Thäler überblickt, und welche also beide von einander scheidet, die Oberhaslischeideck genannt. Unser Weg zog sich fortwährend höhauf, Anfangs weniger, später und namentlich zuletzt sehr steil. Wir gingen über saftige Matten, die mit überall hin zerstreuten Viehheerden bevölkert waren; an einzelnen Sennenhütten kamen wir vorüber und kleine frische Fichtengehölze erquickten uns zuweilen durch ihren kühlenden wohlthuenden Schatten. Aber eine unvergleichlich herrliche und großartig gewaltige Ansicht gewährte uns das dicht an unsrer Linken sich fast senkrecht hoch über unsre Häupter hinaufreckende „Wetterhorn“, an dessem Fuße wir bis auf die Höhe der Haslischeideck vorüberschritten. Der glänzende ewige Schnee lugte von dem Gipfel des Berges recht ironisch auf meine Schweißtropfen herunter. Wir betraten hier die geheimnißreiche Pforte des eigentlichen wunderbaren Berner Oberlandes und der starre ungeheure Felsen

an unserer Seite erzählte uns von den andern durch die Höhe vor uns noch verdeckten Riesenbauten, von den Coriphäen der Hochalpen, die sich unsern Blicken bald enthüllen sollten. Aber es war gut so; das Auge hätte zu schnell und zu viel Arbeit gefunden; es mußte sich erst an dem einzelnen Riesen, der die Vorwacht hat, satt trinken. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, mitten in einer bewohnten und bevölkerten Welt, nahe an Stellen zu sein, die noch nie der Fuß eines Menschen betrat, wie diese hoch in das Himmelsblau aufschießende ungeheure Felsenwand. Nur das Auge eilt hinüber, denn das Auge hat Flügel, und wenn es dem im Geiste so gern nachstrebenden Menschen von den Geheimnissen der Bergfirsten erzählt, versetzt es ihn in den wonnevoll süßen Zustand eines Gefühllebens, das den Genuß in allen seinen Richtungen ausbeutet.

Mehrmals hörten wir jetzt, mit begierigem Ohre lauschend, den Donner fallender Lawinen, konnten aber, da sie entweder in von hier aus nicht sichtbare Schluchten, oder jenseits der Höhe herunterstürzten, noch keine mit dem Auge erfassen. Den Schall aber, der lange fortdröhnendem Kanonendonner vergleichbar war, nahm die aufgeregte Phantasie mit offenen Armen auf.

Wir begegneten einigen Gruppen von Reisenden, und hatten die Freude, hier auch auf unsere Belgier, mit denen wir vom Bodensee bis Zürich gereist waren, zu treffen. Es war Schade, daß sich unsre Wege so schroff entgegenkreuzten, denn es waren liebe

Leute, mit welchen wir wohl gern noch ein Stück Weges zusammengereist wären.

An die Berge lehnten sich jetzt hier und da einige Gewitterdrohende Wolken an, und aus den tiefen Schluchten dampfte Nebel auf. Wenn auch von dem Zenith noch ein schöner blauer Himmel auf uns niederblickte, so hatte doch jenes Gebräue in den Schluchten für das Auge des Führers einiges Bedenkliche erregt. Der Weg wurde zusehends beschwerlicher, und zuletzt so steil, daß er mir bei der stechend brennenden Sonnenhitze unzählige Schweißtropfen kostete.

Endlich gegen 12 Uhr gelangten wir auf die Höhe der Oberhaslischeideck. Ich mußte mich vor allen Dingen in einem Zimmer des hier errichteten kleinen Wirthshauses umkleiden, weil ich in Schweiß gebadet war. Kaum hatte ich dieses Geschäft beendet und mich in die allgemeine Gaststube zu meiner Frau zurückbegeben, als wir von dem Führer eilig vor das Haus gerufen wurden, um eine fallende Lawine zu sehen. Wir erblickten von der Höhe des Wetterhornes bis hinab in die Schluchten der unter uns liegenden Tiefen einen langen nicht breiten Streifen Schnee, der sich in seiner ganzen Ausdehnung abwärts bewegte. Der Anblick war von dem eines Wasserfalles kaum zu unterscheiden, denn man konnte den herunterschiebenden Schnee recht gut für rieselndes Wasser halten. Auch würde uns die Lawine durch ihren Anblick durchaus nicht für sehr bedeutend erschienen sein, wenn uns nicht das Donnerähnliche Brausen ihres Falles bewiesen hätte, daß doch wohl

eine sehr bedeutende Masse Schnee herabstürzen müsse. Diese und ähnliche Gesichtstäuschungen rühren von den nirgends so unsicher wie in diesen Bergen erscheinenden Entfernungen, her. Der Blick überspringt mit Blitzesschnelle die Räume nach den colossalsten Gegenständen, und wird durch die ungeheure Größe, die er erfaßt, auf das Entschiedenste über ihre Entfernung betrogen. Die Größe des Gegenstandes verkleinert die scheinbare Entfernung, und der Begriff von weit oder nahe ist in diesem Lande ebenso unsicher, wie der von oben oder unten. Denn wie oft steigt man in ein tiefes Thal hinunter und steht dort plötzlich wieder an dem Rande eines neuen ungeheuren Abgrundes, von welchem aus unser jetziger tiefer Standpunkt, wieder als der hohe Gipfel eines Berges erscheinen muß. So ist Höhe und Tiefe hier nur ein ganz relativer Begriff, denn durch den verschiedenen Stand des Beschauers kann leicht ein und derselbe Punkt ebenso verschieden als Thal wie als Berg bezeichnet werden. —

Nachdem wir etwas Butter und Brod zu uns genommen und uns besonders durch einen Trunk frischen Wassers erquickt hatten, traten wir abermals vor die Hausthüre und schauten nunmehr erst recht von dem herrlichen Punkte, auf welchem wir standen, in die große Weite hinaus. In der That, so schön wie auch das Oberhaslithal, aus welchem wir gekommen waren, dem Auge erscheint, so wird dieses doch fast noch lebhafter durch das Grindelwaldthal mit seinen Umgebungen auf der andern Seite angezogen.

Westlich von dem Wetterhorne, an dessem Fuße wir stehen, zieht sich die gigantische Kette der Berner Hochalpen hin. Wenn auch die entfernteren Höhen, wie die Jungfrau, heute durch Wolken verhüllt waren, so traten doch die näheren, wie der 12,000 Fuß hohe Eigen mit seinem Schneehaupte klar vor das Auge. In das Thal hinunter ziehen sich aber von der großen südwestlichen Bergkette zwei gewaltige Gletscher, der obere und der untere Grindelwaldgletscher; sie zeigen uns den Weg nach den ewigen Schneefeldern jener Hochalpen, in welche hinauf sie sich selbst in einer Länge von ungefähr 17 Stunden strecken. Unten aber im Thale herrscht die Anmuth selbst. Die zahllosen Häuser, welche ein Dorf an das andere ketten; zwischen ihnen und um sie herum die grünen Matten und Büsche und die bunten Heerden, deren Geläute harmonisch aus der Tiefe heraufklingt; Alles legt frisches liebliches Leben in das heitere Bild und verleiht dem Ganzen einen Reiz, wie ihn nur die Landschaften der Schweiz bieten können!

Wir hatten aber vor uns noch einen starken Weg, denn wir wollten heute die Höhe des „Faulhornes" erreichen, und deshalb durften wir nicht zu spät aufbrechen. Zunächst führte uns der Weg auf dem schmalen Rücken der Scheideck nach den sich nördlich befindenden Höhen, also von dem Wetterhorne aus nach der gegenüberliegenden Seite des Thales. Von unserm das Thal durchschneidenden Kamme hatten wir die herrlichsten Aussichten nach Osten und nach Westen. Erst später, als wir uns mehr nach

Westen wendeten, verloren wir das Oberhaslithal aus dem Gesichte. Während wir auf diesem Wege hinschritten, hatte uns entfernter Lawinendonner noch einigemal veranlaßt, eilig zurückzublicken; es begünstigte uns auch dabei das Schauspiel von zwei für uns sichtbar werdenden Lawinen.

Der Weg zog sich jetzt nach den nördlichen Höhen sehr steil empor; aus dem Thale zuvor selbst hatten diese, gegenüber den südlichen Colossen unbedeutend genug ausgesehen und nun kosteten sie dennoch so manchen Schweißtropfen. Wir schritten mitten durch grüne mit den herrlichsten Alpenblumen geschmückte Matten; es war fast nicht die Spur eines Fußsteiges zu erblicken und wir stiegen eben, wie es sich schickte und paßte, querberg auf. Nach der linken Hand hin blieb uns die unvergleichlich schöne Aussicht nach dem Grindelwaldthale mit seinen beiden Gletschern. Weiter oben auf den Bergen sammelten sich aber die Dünste in immer bedenklicherer Weise an. Der Führer zeigte uns, je nachdem der Nebel einen Blick hingestattete, oder je nachdem sich durch den eignen, immer höher werdenden Standpunkt eine größere Fernsicht entwickelte, von dem Wetterhorne westlich die Firsten des Wellerhornes, des Eigen, des Finsteraarhornes, und weiter die ungeheure Schneefläche über dem obern Grindelwaldgletscher, welche das Eismeer genannt wird. Man wird uns gern glauben, daß wir uns oft umgewendet haben und ein paar Augenblicke stehen geblieben sind, sowohl um jene Herrlichkeiten, als aber auch, immer bedenklicher

werdend, das Nebelgebräue in den Schluchten zu betrachten und zu beobachten.

Es mußte noch eine vor uns liegende sehr steile Wand überschritten werden. Jenseits derselben zog sich der Weg dann eine halbe Stunde lang ziemlich eben fort. Noch konnten wir den Gipfel des Faulhornes nicht zu Gesicht bekommen, denn zuvor mußten wir erst um die Seite einer uns entgegentretenden Berglehne herumgegangen sein. Da schossen plötzlich aus den Schluchten unten, die uns zur Linken waren, so wie von den Höhen uns zur Rechten Nebelmassen daher; sie umflossen uns mit ihren Schleiern; sie nahten von allen Seiten; sie waren neben und über uns, so unerwartet, so schnell, daß nach zwei Minuten nichts als Finsterniß um uns war, und wir keine zehn Schritte Weges mehr mit den Augen erfassen konnten. Ich mußte eilig meinen Rock anziehen, und meine Frau sich einhüllen so gut sie konnte, denn es fiel ein dichter Regen nieder, der bald nachher in einen starken Gewitterguß überging. Blitze zuckten leuchtend durch den Nebel; Donner rollte! Und welch' ein fürchterlich majestätischer Donner! Allerdings ergriffen wir ihn auch mit der Vollgewalt der Sinne; denn das Auge, durch den Nebel außer Thätigkeit gesetzt, hatte sein Anrecht an die Seele des Menschen dem Gehöre übertragen und das Ohr lauschte mit der ganzen verstärkten Kraft dem furchtbar schönen Tosen. Immer dunkler wurde es. Bald zog sich auch der Weg wieder steiler empor. Wir mußten dicht bei einander bleiben, um uns nicht zu verlieren. Der

Wind heulte; schwärzere Wolken glitten durch den Nebel an uns vorüber und das Unwetter schien sich zu steigern. Es wurde empfindlich kalt. Auf meinem Rocke, den ich bis an den Halskragen zugeknöpft hatte, bemerkte ich jetzt einigen Reif; und als ich meinen Hut abnahm, sah ich an dem braunen nassen Filze den weißen Ueberzug des vollständigen Reifes. Nicht lange währte es, so wurde uns das an einem 18. Juli ungewohnte Schauspiel, daß anstatt des Regens große Schneeflocken niederfielen, die sich bald an Hut und Rock anhingen und ebenso das Gras der Matten überzogen. Und so legte nun Alles, was wir erkennen konnten, ein vollständig winterliches Kleid an. Das Gewitter, d. h. das Blitzen und Donnern schien jetzt aufgehört zu haben, allein das Schneien begann erst recht tüchtig. Trotz meiner guten rindsledernen Stiefeln waren die Füße durch und durch naß, denn bei jedem Schritte sprühteufelte das unter den Schneeflocken verborgene Wasser auf dem Wege. Wir kamen unter diesen Verhältnissen, die uns manchen Spaß machten, weil wir sie glücklich so aufnahmen, wie sie aufgenommen werden mußten, an einen See, den Bachalpsee, der sich in dieser Höhe auf einer Hochebene befindet. Dicht an seinem Ufer schritten wir vorüber und die dunkeln Wellen schlugen bis an unsern Weg; aber wir konnten nichts weiter von dem See erblicken, als das kleine Stück Ufer, das uns gerade zur Seite war. An dem Bachalpsee vereinigen sich alle nach der Höhe des Faulhornes führenden Wege und von hier

aus geht nur noch ein einziger Weg hinauf. Diese letzte Strecke zieht sich aber ganz besonders steil empor. Für uns trat noch der Uebelstand ein, daß der Pfad in Folge des Schneiens und Regnens außergewöhnlich schlüpfrig geworden war; ich konnte jetzt dem, seinen gleichen Schritt ungestört beibehaltenden Pferde meiner Frau unmöglich weiter folgen, ohne mich übermäßig anzustrengen, und wir beschlossen daher, uns hier zu trennen. Meine Frau sollte mit dem Pferdetreiber auf dem noch ungefähr $^3/_4$ Stunden geschätzten Wege vorausreiten; und ich wollte mit dem Führer ruhig nachfolgen. Natürlich waren uns die sich schneller Entfernenden in wenigen Augenblicken aus dem Gesichtskreise gerückt; leider ging es uns aber bald gleichermaßen mit unserm Wege, den der Führer, ebenso des Schnee's, als der Dunkelheit halber, plötzlich selbst verloren hatte. Der Führer bat mich ruhig stehen zu bleiben, meinen Standpunkt aber nicht zu verlassen; er selbst eilte hinweg, um unsern verlornen Weg wieder aufzusuchen. Da stand ich nun in einer ganz merkwürdigen Situation, einsam und allein in einer mir völlig unbekannten Wildniß und konnte mir meine Lage nicht schauderhaft genug denken, wenn ich mir den Gedanken ausmalte, daß mich der Führer auch noch zu seinem Wege verlieren könnte! Indessen das hatte keine Gefahr; bald hörte und erwiederte ich den Ruf meines Begleiters, der sich mittlerweile trotz des Nebels vollkommen wieder orientirt hatte. Doch mußten wir, um auf den wirklichen rechten Pfad zu gelangen, über eine

ziemliche Fläche alten noch hart gefrornen Schnee's, und sodann über einen sehr holperigen Steinboden schreiten; es wird sich schwer sagen lassen, welcher Theil dieses Querweges der angenehmere war. Wir gelangten jedoch auf den richtigen Pfad, auf welchem ich zu meiner Freude die frischen Fußspuren des Pferdes und des Treibers wiederfand. Hier lag nun der alte Schnee eine Strecke lang noch viele Fuß hoch, so daß durch ihn eine Gasse ausgeschaufelt worden war, wie das bei uns zuweilen im Winter nach großem Schneefalle geschieht. Immer höher und immer steiler zog sich der Weg empor. Endlich, um 4 Uhr, kamen wir durch und durch naß, an dem Hospize des Faulhornes an. Dieses aus dicken massiven Bruchsteinen aufgeführte Gebäude ist das höchstgelegene Gasthaus der Schweiz und befindet sich 8300 Fuß über dem Meere.

Meine Frau stand, mich erwartend, an dem kleinen Fenster; schnell eilte ich in die Stube, in welcher ein lustiges tüchtiges Feuer brannte und eine ganz erwünschte Wärme verbreitete. Ein für uns günstiger Umstand war die heute hier oben aus nur wenigen Personen bestehende kleine Gesellschaft, denn die Räumlichkeiten sind ziemlich beschränkt und der Gedanke einer Ueberfüllung bei solchem Wetter und an solchem Orte hat gewiß etwas wahrhaft Entsetzliches. Die Gesellschaft mochte heute nicht blos des unsichern Wetters halber so klein geblieben sein, sondern namentlich, weil Sonntag war, ein Tag, an welchem die Engländer, und diese bilden doch die

Hauptzahl der Touristen, nicht gern unterwegs sind, und in der Regel in den größeren Hôtels still liegen. Die heute hier Anwesenden, ein paar Engländer und eine Französin, saßen um das lodernde Feuer, als ich eintrat. Zunächst brauchten wir ein Privatzimmer, und erhielten es in einer kleinen, außer recht gut aussehenden Betten nur mit dem Nöthigsten versehenen Stube. Mehr wird man aber auf dieser Höhe billigerweise nicht verlangen wollen, denn die Hauptsache bei dem Uebernachten, das Lager, war sauber und reinlich. Wir ließen sogleich in diesem Zimmer einheizen, denn die Temperatur darinnen war zu kalt. Mittlerweile fiel der Schnee in dichten Flocken fort und versetzte uns durchaus in eine vollständige Winterzeit. Noch einigemal rollte jetzt ein ferner dumpfer Donner durch den Nebel, dann wurde es still und es schien selbst, als ob das Wetter sich bessern wolle. Nachdem wir für den Ort, an welchem wir waren, wirklich recht gut an der Table d'hôte gegessen hatten und noch ruhig am Tische saßen, rief uns schleunigst der freundliche und aufmerksame Wirth in das Freie und wir stürmten sämmtlich, nicht achtend des Schnee's und der Nässe, hinaus auf eine kleine Höhe hinter dem Hause, um hier eine Erscheinung zu finden, die ebenso zauberisch schön, als vielleicht einzig in ihrer Art war. In der Richtung nach Norden, nach dem Brienzer See zu — denn dieser liegt an dem Fuße des Faulhornes, und an den Gießbachfällen vorüber, besteigt man dasselbe von dort aus — war der Nebel von unserm Zenithpunkte bis in das Thal gerissen

und durch den offenen scharf abgegrenzten Streifen erblickten wir die von der Abendsonne hell beleuchtete Gegend. Der See, so weit sein herrlicher Spiegel in dem Risse sichtbar war, lag ruhig und klar unter uns und deutlich erkannten wir ein Segel auf demselben. Es war kein großer Streifen der Landschaft, den der Riß offen legte, aber Alles darinnen erschien wunderbar klar. Brienz selbst deckte der Rand des Nebelschleiers uns zur Rechten. Von dem blauen See aus stieg der Blick die grünen Sonnevergoldeten Höhen des jenseitigen Ufers empor. Die heitern glänzenden Berge gewährten den Inbebegriff des Lieblichen. Ueber sie hinaus flog das Auge nach den entfernteren Höhen am Horizonte und erfaßte dort gerade den Felsencoloß des Rigi. Wie ein Zauber lag Alles in den frischesten Farben vor uns. Es war das schönste Gemälde, das man sich denken kann, die Ruhe und Anmuth selbst. Aber hinter und neben uns kämpften die Nebel mit den Winden und malten wogend grau auf das Graue. Die schöne, so hoch gerühmte Aussicht nach dem Berner Oberlande, nach dem ganzen Jungfrau-Gebirge war uns allerdings verloren; doch sollten wir noch Gelegenheit genug finden, diese und andere Aussichten von andern Punkten zu bewundern. Dagegen haben wir nirgends wieder eine so zauberhaft wunderbare Scene gefunden, als diese war, und so können wir auch unsere Reise auf das Faulhorn als keine vergebliche betrachten, ja, wir dürfen sie sogar für eine vorzüglich begünstigte halten, wenn sie uns auch nicht auf die ursprünglich

erwartete und gewünschte Weise belohnte. Kaum 15 Minuten währte die merkwürdige Erscheinung, da drängten die Nebel den Riß wieder zu und rings um uns war wieder ein dichter Schleier, der auch sofort von Neuem seine weißen Flocken über den Berg streute. Eilig begaben wir uns nach der huschlichen Stube zurück und erwärmten die frierenden Glieder an dem laut prasselnden Feuer.

Wenngleich in unserm kleinen Zimmer fortgeheizt worden war, so herrschte doch darinnen bei dem schlechten Zustande von Thür und Fenster immer noch eine ziemlich kühle Temperatur. Als wir uns daher in unsre Stube zurückgezogen hatten, zögerten wir keinen Augenblick unnöthig, sondern eilten in die über alles Erwarten guten und bequemen Betten.

Während wir nun, erschöpft von den Beschwerlichkeiten des vergangenen Tages, ruhig und sanft schliefen, hatte es tüchtig und ohne Aufhören fortgeschneit, so daß, als ich bei anbrechendem Morgen aufwachte, und nach dem Wetter sehen wollte, ich nicht durch die Scheiben des Fensters blicken konnte, weil der dick daran angefrorne Schnee jegliche Durchsicht verhinderte. So viel erkannte ich aber, daß das Wetter noch ein fortdauernd ungünstiges war und wir auf keinen Fall einen Sonnenaufgang oder auch nur eine Aussicht genießen würden. Ich legte mich daher — und was war Besseres zu thun! — noch ruhig ein Stündchen in das Bette. Später als wir unsre durch den Wirth während der Nacht getrockneten Kleider wieder erhalten und angezogen hatten, be-

gaben wir uns hinunter in den Salon. Hier erkann- wir doch etwas Unerquickliches in unsrer Lage, man könnte es beinahe etwas Trostloses nennen. Wir waren mitten in finsteren Wolken und dicht in die melancholischen Schleier feuchter Nebel gehüllt. Der eine halbe Elle frisch gefallne Schnee gab dem Ganzen einen seltsamen Schein und brachte einzig und allein etwas Helligkeit in die unklaren Umrisse. Dabei schneiete es in dicken Flocken weiter. Der Wirth, der die Witterung seiner Berghöhe doch am Besten kennen mußte, machte uns wenig Hoffnung und meinte, daß vor Abend an ein Aufklären des Himmels nicht zu denken sei. Nun versetze man sich in unsere Lage! Hier oben einen ganzen Tag ohne alle Aussicht verleben zu sollen, Niemanden zu sehen, als ein paar noch langweiliger aussehende Engländer, keine Lectüre, nichts zur Unterhaltung zu haben — nein, für ein solches Nichtsthun bin ich nicht geschaffen, und meine Frau ebensowenig. Wozu hat man denn Mäntel und Tücher, als daß sie naß werden können — und dann das Vergnügen, mitten im Sommer in einer halben Elle frischgefallenen Schnee's zu gehen! Wir beschlossen den Aufbruch und erwärmten uns zuvor noch durch eine Tasse Kaffe, den ich besonders deshalb hier erwähne, weil wir ihn auf dieser Höhe von 8300 Fuß so ausgezeichnet gut zubereitet fanden, als wir ihn unbedingt in der ganzen Schweiz nicht besser genossen haben. Da es wegen des frischen Schnee's, und so weit als dieser lag, unmöglich war, daß meine Frau reiten konnte, denn der Weg von

dieser steilen Höhe herab war dadurch im höchsten Grade schlüpfrig und zu Pferde selbst gefährlich geworden, so wurde das Thier vorläufig bis an den Bachalpsee vorausgeschickt, und ihm nur die Reisetasche aufgebunden. Zuvor ließen wir diese, um sie trocken zu erhalten, sorgfältig in meinen Burnus, den ich bei solcher Wanderung ohnehin nicht brauchen konnte, einwickeln. Für meine Frau, die ich natürlich auf diesem Wege nicht zu Fuße gehen lassen konnte, hatte ich einen auf dem Faulhorne für derartige, sich hier häufig wiederholende Fälle bereitstehenden Tragsessel mit zwei Trägern gemiethet, und zwar für unbestimmte Zeit, weil man nicht wissen konnte, wie weit der Schnee herunterreichen würde. Der Mensch fußt zwar nicht sicherer, als das Thier, aber er erhält sich im Straucheln besser, als dasselbe und man kann sich daher auf schwierigem Wege der menschlichen Hülfe immer sicherer anvertrauen. Meine Frau nahm auf dem Sessel Platz und schlug ihren Mantel fest um sich; weiter brauchte sie keinen Schutz, denn ihr Strohhut war längst den Chancen der Reise preißgegeben, und durfte daher kühn allen Fatalitäten des Wetters trotzen. Ich trug in der rechten Hand den Regenschirm, in der linken den Stock, der mir sehr nöthig wurde, und so traten wir 8$^1/_2$ Uhr unter fortgesetzt heftigem Schneefalle, aber vergnügt und heiter unsre sonderbare Wanderung an. Die Sache ging ziemlich leidlich. Einmal stürzte zu dem großen Schrecken meiner Gattin der zweite Träger zu Boden; doch hat das eben bei einem Menschen weniger zu

sagen, als wenn der Sturz mit dem Pferde geschehen wäre. Ich und der Führer wir gingen und rutschten, je nachdem uns die Zweckmäßigkeit, oder die außer uns liegende Nothwendigkeit antrieb, den voraus- schreitenden Trägern nach.

An dem Bachalpsee hatte sich der fallende Schnee bereits in einen feinen Regen verwandelt, der so dicht niedersank, daß wir Alle bald durch und durch naß waren. Trotzdem erschien heute die nähere Umgebung klarer und heller als gestern, und wir konnten die Gegenstände in einer weit größeren Entfernung erkennen. So erblickten wir die dunklen Wellen des See's in ziemlich bedeutender Ausdehnung, ohne jedoch die ganze Umgrenzung desselben auffassen zu können. Die Wolken zogen höher als gestern; wir waren von ihnen nicht mehr so unmittelbar eingehüllt und dadurch war uns die etwas freiere Umsicht ermöglicht. Da sich von dem Bachalpsee aus der Weg weniger steil weiterzieht, und ferner der naßglatte Schnee jetzt ganz aufgehört hatte, so verabschiedeten wir hier die Träger und ich ließ meine Frau mittelst eines großen Steines, auf welchen sie unmittelbar aus dem Tragsessel trat, ihr Roß wieder besteigen. Die Caravane setzte sich abermals in Bewegung. Wir schritten längs des See's und bis an sein westliches Ende ganz auf demselben Wege wieder zurück, den wir gestern von der Oberhaslischeideck herauf gekommen waren; hier aber zweigt sich nach der rechten Seite hin ein kleiner Pfad ab, der gerade hinunter in das Grindelwaldthal führt. Das war der Weg, den wir

jetzt einschlugen. Von der Hochebene weg, welche den Bachalpsee umfaßt, hängt der Berg nun wieder sehr steil hinab, und bei der Nässe war hier das Gehen oft höchst beschwerlich. Damit das jedesmalige Absteigen meiner Frau an den sich hier so oft wiederholenden besonders steilen Stellen vermieden wurde, ließ der an dem Kopfe des Pferdes schreitende Treiber den Zügel nicht mehr aus der Hand und hatte sein Thier ganz kurz gefaßt; ich aber und der Führer hielten abwechselnd den Schweif, um bei dem Ausgleiten des Pferdes demselben eine Stütze und Hülfe geben zu können. Denn es geschah oft, daß das Pferd eine ziemliche Strecke lang mit den Hinterfüßen fortglitt und dann nur ängstlich mit den Vorderfüßen schreiten konnte; hierbei würde das Thier sehr leicht stürzen, wenn ihm nicht das Festhalten seines Schweifes von außen her eine Kraft gäbe, durch welche es wieder eine feste Stellung erlangen kann. Bei Alledem saß meine Frau mit bewunderungswerther Gelassenheit und Sicherheit in dem Sattel; sie konnte sich auf ihr Pferd und den Treiber verlassen, und hatte bereits durch die Uebung der letzten Tage eine stoische Ruhe erlangt, die gewiß in solchen Situationen das Zweckmäßigste ist.

Drei volle Stunden mußten wir bei ununterbrochen strömendem Regen, bald sehr, bald weniger steil, aber immer straff bergab wandern, um nach dem Orte Grindelwald zu gelangen. Eine große Fernsicht hatten wir allerdings nirgends, doch konnten wir, je weiter wir uns der Tiefe des Thales

näherten, auch um so deutlicher nach unten zu die Gegenstände erfassen, denn die Massen der Wolken lagen auf den Spitzen der Berge und in der Tiefe umflorte blos der fallende Regen die Aussicht. Mittags $12^1/_2$ Uhr kamen wir an dem Hôtel zu Grindelwald glücklich an. Unsre erste Beschäftigung hier war, Kleider und Wäsche vollständig zu wechseln, denn wie die Redeweise sagt: es war kein trockner Faden an uns. Darauf wurde alles Nasse zum Trocknen gegeben, wofür man hier überall treffliche Anstalten durch um Oefen angebrachte Stellagen hat. Und nunmehr überließen wir es ruhig dem Nachmittage, ob er uns noch gestatten würde, heute weiter zu reisen oder nicht. Vorläufig befanden wir uns in einem höchst behaglichen trocknen Zustande und ließen uns die Gerichte der ersten Table d'hôte, zu welcher wir $1^1/_2$ Uhr gelangten, trefflich schmecken. Aus dem Salle à manger, wie man hier in dem Kriege der Sprachen untereinander, selbst in der deutschen Schweiz jedes Speisezimmer nennt, hat man in diesem Hause, dem Hôtel de l'Aigle, eine unvergleichlich schöne Aussicht nach dem obern Theile des Thales und überblickt beide große Gletscher, deren unterer ganz nahe, nur $^1/_4$ Stunde entfernt liegt. Es regnete zwar noch immer, aber doch bei Weitem nicht mehr so heftig. Wir konnten den ganzen über eine Stunde langen Weg bis an den obern Gletscher und diesen selbst mit seinen herrlichen Umgebungen klar und bestimmt übersehen. Es ist ein reizend schönes Thal, das Grindelwaldthal! Und weil nun auch der

Aufenthalt in dem Hause selbst, in welchem wir waren, zu den angenehmsten in der Schweiz gehört, so wurde es noch an dem Mittagstische beschlossen — denn das Aufhören des Regens schien auch durchaus nicht so nahe — heute in Grindelwald zu bleiben, und morgen, wenn es die Witterung gestatten würde, desto frühzeitiger aufzubrechen. Während der Nachmittagsstunden verweilten wir größtentheils in dem Speisesaale, weil von ihm aus die beste Aussicht war. Gegen Abend endlich hörte der Regen ganz auf; der Himmel klärte sich, und selbst die Sonne warf noch einige freundliche Blicke auf uns herab. Darum faßten wir jetzt schnell den Entschluß, noch den nahen, nur $^1/_4$ Stunde entfernten unteren Grindelwaldgletscher zu besuchen und ergriffen die Möglichkeit dazu um so lieber, als wir hörten, daß sich auch in diesem Gletscher eine Höhle befände, in welche man hineingehen könne. Ich ließ das Pferd meiner Frau satteln und sie nach dem Gletscher hin reiten, denn der Weg war sehr naß und weich geworden. Wir überschritten den bedeutend angeschwollenen Bach, welcher das Thal bewässert und erreichten bald die Moraine der Eismasse. Hier mußte meine Frau absteigen, und mit mir über das feuchte Gerölle klettern; dann traten wir sofort in eine breite Spalte des Gletschers. Wir konnten hier allerdings nicht so tief eindringen, als das in dem Rosaleiagletscher möglich gewesen war; auch fehlte, weil die Sonne nicht mehr bis hierher leuchtete, der wunderschöne Farbenglanz des genannten Gletschers; doch war es immer ein interessanter

Moment, den wir hier genossen und ich freute mich, meiner Frau wenigstens einen Ersatz für den von ihr versäumten Besuch des Rosaleiagletschers verschaffen zu können. Wir kehrten nach dem Hôtel zurück und suchten sogleich nach dem Abendtische die Ruhe, weil wir den morgenden Aufbruch schon um 3½ Uhr bestimmt hatten. Es erwartete uns morgen eine sehr starke Tour, und da man mir überdem den ersten Theil des Weges von Grindelwald bis auf die Höhe der Wängeralp als höchst beschwerlich und anstrengend geschildert hatte, so sicherte ich mir für diese Strecke noch heute ein Pferd, miethete es aber nur bis auf die Wängeralp, weil es von dort weiter nichts mehr zu steigen giebt.

Wir hatten noch die Freude, aus den Fenstern unsres Zimmers die Pracht eines vollkommen gestirnten herrlichen Nachthimmels zu genießen. Die Heere der Sternengruppen leuchteten hell aus der schwarzen Sammetfläche heraus und verkündeten gutes Wetter für morgen. Ihre Sprache sollte uns nicht getäuscht haben!

Der Morgen des 20. Juli brach in jener vollendeten Reinheit an, welche zuweilen einzutreten pflegt, wenn ein langes oder starkes Regenwetter stattgefunden, und in seinem Verlaufe alle in der Luft schwebenden Dünste niedergeschlagen hat. Die Berggipfel, die wir heute erst in ihrer ungeheuren Größe erfassen konnten, ragten mit ihren silbernen Schneehäuptern scharf abgegrenzt in das noch dunkle Blau des Himmels, dessen weit ausgespanntes Zelt eben erst durch

die Rosenfackel der Morgenröthe erleuchtet wurde. Wir waren gegen 4 Uhr bereit und brachen ohne Zögern auf. Nach einem kurzen thalabwärtsen Ritte inmitten der Häuser des Dorfes, begannen wir nach den westlichen Höhen hinauf unsern furchtbar steilen und ohne Unterbrechung ebenso bis auf den Kamm der Wängeralp fortlaufenden Weg. Ich war recht froh, ein Pferd zu haben, nicht allein, weil ich dadurch eine große Anstrengung vermied, sondern weil mir weit besser Gelegenheit gegeben war, mich frei nach allen Richtungen umzuschauen, indem ich durch die Beschwerlichkeit des unaufhörlichen Steigens nicht beschäftigt und erschöpft wurde; denn das Pferd geht ruhig und sicher seinen Gang und bedarf der Aufsicht des Reiters um so weniger, als der Treiber seinem Thiere immer zur Seite schreitet. — Und welch' ein Panorama entrollte sich vor den trunkenen Blicken! Die Schneehäupter glühten hell in der Morgensonne; zunächst fesselte das Auge der dicht an unsrer Linken sich hoch emporreckende Gigant, der große Eigen. Seine Silberstirne badete sich in dem Golde der Sonnenstrahlen und blendete fast den Blick durch die reine frische Pracht, in welcher sie, wie mit tausend Diademen geschmückt, erglänzte. Im Thale unter uns schwand der Duft der Dämmerung; kein Nebelstreifen störte das Auge; rein und klar lag Alles in vollendeter Lieblichkeit da. Es läßt sich ein reizenderes Bild nicht denken. Die großen Ortschaften, welche mit sieben starken Gemeinden allein zu Grindelwald gehören, ziehen sich durch das ganze Thal, so weit es in dem

Gesichtskreise liegt, ununterbrochen in heiterer, malerisch interessanter Kette bis an den obern Gletscher fort. Welches herrliche Gemälde liegt vor unsern Blicken! Die niedlichen bunten Häuser mit ihren dampfenden Schornsteinen, umkränzt von den Bäumen der kleinen noch dunkelschattigen Gärten; daneben das hellere saftige Grün der Wiesen; Alles sauber und glatt geschaffen von dem Hauche der frischen Morgenluft. Und zwischen durch gestreut die lebendige Staffage; die ausziehenden Arbeiter; die Wanderer; die an den Berglehnen weidenden Heerden. Das Auge schwelgte im Genusse und flog bald nach unten in das reizende anmuthreiche Thal, bald nach oben, von woher ihm die weißen Riesenscheitel mit ihren Silberlocken winkten. Das Fest, das der heutige Morgen der Erde bereitete, war ein großes hohes Fest, denn er hatte seinen besten Schmuck dazu angelegt. Aber wie dankbar erwiederte auch sie seine Grüße! Sie strahlte und glühte herrlich, prächtig, wie die Braut an dem Hochzeittage.

Der Weg stieg jetzt fast senkrecht empor; wir mußten immer im Zickzack reiten. Es wurde nöthig, von Zeit zu Zeit stille zu halten, um Führer und Pferde etwas verschnaufen zu lassen. Mir war jedoch der Halt ganz recht, denn die Aussicht war und blieb köstlich; ich lebte nur im Sehen. Jetzt trat die Sonnenscheibe hinter der, jenseits des Thales, uns zur Rechten liegenden Bergwand hervor und rollte ihr Gold über unsern Weg. Ihr Gruß that uns wohl, denn der Morgen war, wie immer ein so schöner Morgen, auffallend kühl. Als wir noch etwas höher

gekommen waren, zeigte uns der Führer nach Osten hin auf der andern Seite des Thales die runde Kuppel des Faulhornes, dessen Form wir also doch noch zu Gesicht bekommen sollten, nachdem wir gestern, als wir oben waren, nichts davon gesehen hatten, als den Weg und das oben erbaute Haus. Zu unserer Linken entfaltete sich, je höher wir gelangten, ein immer herrlicheres Bild der Berner Hochalpen, deren aneinandergereihete Massen in dem hellen Sonnenscheine wie Alabaster glänzten. Uns zunächst der große Eigen, dann der Mönch, hierauf die Jungfrau mit ihrem Nebenberge, dem Silberhorne, das in seiner ganzen Masse mit einer vollständig ununterbrochenen Schneedecke umhüllt ist, während die andern Schneeflächen doch hier und da von dunklen nackten Felsenriffen zerrissen sind. Wer schildert den erhabenen, den überwältigenden Anblick, der sich uns hier bot!

Nachdem wir volle drei Stunden lang steil bergauf geritten waren, brachte uns die vierte Wegstunde, die wir bis an das Hospiz der Wängeralp noch zurückzulegen hatten, keine Beschwerlichkeiten weiter; diese letzte Strecke zieht sich fast eben, zuweilen selbst etwas herabgehend fort. Wir befanden uns auf einer ganz tüchtigen Höhe, denn der Gipfelpunkt der Scheideck liegt an der Stelle, über welche unser Weg führte, 6280 Fuß hoch über dem Meere. Bis dicht in unsere Nähe zog sich von dem zu unsrer Linken himmelanstrebenden Berge der Schnee herunter. Dieser untere Schnee, der sich durch die vorzugsweise hier sehr häufig fallenden Lawinen, immer erneuert, geht erst spät

im Sommer weg, während er sich in den Sonnegeschützten Tiefen und Schluchten ganz erhält. Die Lawinen fallen in die Gründe, welche sich von dem Rande unseres Standpunktes aus oft tief unten zwischen unserm Wege und den ungeheuren Bergen hinziehen; sie sind für den Weg selbst ganz ungefährlich und reichen nicht bis zu ihm, denn wenn die Berge hier auch recht nahe erscheinen, so täuscht uns doch die Entfernung durch die colossalsten Verhältnisse, die sich hier uns entgegenstellen, namentlich wieder besonders an dieser Stelle. Von dem Gasthause auf der Wängeralp, das wir um 8 Uhr erreichten, hat man die Hauptaussicht auf die Lawinen, die in der Regel des Abends und besonders nach einem warmen Tage fallen und sich dann in großer Anzahl wiederholen. Aber auch der heutige Morgen brachte uns eine kleine Anzahl, wenn darunter auch keine sehr bedeutenden Fälle waren. Die Jungfrau lag unserm jetzigen Standpunkte, vor dem Gasthause der Wängeralp, gerade gegenüber und ihr dicht zur Seite sahen wir alle die andern Riesen in ihrer erhabensten Großartigkeit. Von den meisten dieser Höhen ziehen sich große Gletscher in den vor und unter uns liegenden Grund hinunter. Die Reinheit des Morgens ließ uns die Jungfrau so nahe erscheinen, daß man fast wähnen konnte, sie mit einer Pistolenkugel erreichen zu müssen. Vor Allem aber, und einzig schön blickte das zu der Jungfrau gehörende Silberhorn auf uns herab; in der hellen Sonnenbeleuchtung schien es wirklich mit dem reinsten weißen Silber übergossen zu sein. Hin-

reißend wirkte der Anblick auf uns, und um ihn keinen Augenblick entbehren zu dürfen, ließ ich das Gemsenfleisch, aus welchem unser Frühstück bestand — denn Gemsen giebt es auf jenen Bergen in großer Anzahl — vor das Haus bringen. Unser Auge konnte die ungeheure Schneemasse, welche alle Höhen vor uns bedeckte, nicht loslassen; immer und immer wieder fand es sich von den geheimnißvollen Fernen angezogen. Nur zuweilen wurde es von dem Ohre, das ihm den melodischen Klang der Glocken mittheilte, die von den weidenden Heerden herüberschallten, nach der schönen grünen Thalschlucht, welche uns von den Schneehöhen und ihren Gletschern trennte, gelenkt. Und auf Augenblicke war das Auge durch das herrliche Bild der freundlichen mit buntem Vieh belebten Matten, und der einzelnen, malerisch vertheilten Sennenhütten gefesselt. Aber bald ruhte es wieder auf den ewigen Firsten, auf den großartigsten Zeugen einer erhabenen Natur. Wie schön, wie herrlich war hier Alles! Hier an der von der Natur geweiheten Stelle erfüllt das Gefühl der Andacht des Menschen Seele, hier feiert er den aufrichtigsten Gottesdienst, denn hier schrieb die Natur mit unvergänglichen Worten das Buch von dem ewigen großen Wesen und hat es weit aufgeschlagen an die Berge da drüben gelehnt, und wer könnte die Schrift nicht lesen, wer ihre Worte nicht verstehen; wer wäre nicht von dem gewaltigen Schöpfer durchdrungen, dessen Hauch hier so mächtig, so sichtbar weht! — —

Von der Wängeralp sollte uns der Weg nach

Lauterbrunnen führen, das tief unten in dem berühmten Lauterbrunner Thale liegt. Ich ging von hier aus zu Fuß und schritt munter und fröhlich in den schönen herrlichen Tag hinein. In solcher Gegend, bei solchem Wetter, da fühlt man die Poesie des Wanderns!

Ein speculativer Hirte blies, wie schon ein anderer an einem Punkte vor der Wängeralp, auf dem Alpenhorne und ließ die letzten Töne jeder Strophe durch ein Echo wiederholen. Aber weder Musik noch Echo waren besonders anziehend. Von jetzt an begegneten wir bis nach Lauterbrunnen hinunter großen Caravanen uns entgegenkommender Reisender. Der Führer zählte dabei allein über funfzig Pferde. Wie gut, daß wir auf der Wängeralp so frühe gewesen, denn wie eng sollte nun dort, und selbst in Grindelwald der Platz werden. Der gestern stattgefundene Regentag hatte die Reisenden unten in Lauterbrunnen und noch mehr in Interlaken angehäuft und das heutige herrliche Wetter wurde eifrig von Allen zur Weiterreise benutzt. Noch einmal hörten wir den Donner der Lawinen hinter unserm Rücken, denn wir waren jetzt von dem Bilde der Hochalpen abgewendet; aber nicht blos dieses eine Mal, sondern oft, noch sehr oft blickten wir zurück, und konnten nicht müde werden, uns den Genuß wieder und immer wieder zu gönnen, und einen Blick nach dem Silberhaupte der Jungfrau zu werfen.

Die letzte Stunde Weges in das Thal ging von einer fast senkrecht fallenden Höhe mittelst Schlangen-

windungen hinunter. Meine Frau war abgestiegen — denn das Hinabreiten ist, trotzdem der Weg in weiten Zickzackbogen gelegt wurde, hier ohne Gefahr nicht möglich — und schritt nun mit mir zu Fuße, während das Pferd langsam nachgeführt werden mußte. Das paradiesisch herrliche Lauterbrunnenthal, durch das die Lütschine ihre weißen Schaumwellen treibt, lag unter uns, eingefaßt von ungeheuren 1000 bis 1500 Fuß hohen Felsenwänden. Uns gegenüber, von der jenseitigen Höhe stürzt 925 Fuß tief der „Staubbach" hinunter, so genannt, weil sein Wasser unten in feinen Staub verwandelt ankommt. Er wehte wie das duftige Gewebe eines zarten, weißen, aus Silberfäden gesponnenen Schleiers herab. Zu unsrer Linken jetzt lagen die ungeheuren Eisberge der Jungfrau, und schienen, je tiefer wir kamen, desto mehr an Höhe zu gewinnen. Nach rechts hin reichten auf beiden Seiten bis zu dem Ausgange des Thales die hohen Felsenwände und gestatteten kaum einen flüchtigen Blick in ein neues Land jenseits dieses Thales. Dort breitet sich die Gegend aus, dort liegt Interlaken und östlich von diesem Orte der Brienzer, westlich der Thuner See.

In Lauterbrunnen hielten wir uns nur so lange auf, als es erforderlich war, mich umzukleiden und das gute Thier mit seinem braven Treiber, der uns stets unverdrossen und mit seltener Gefälligkeit von Meiringen bis hierher begleitet hatte, zu entlassen; mittlerweile hatte uns der Führer, ungeachtet des starken Mangels an Pferden, doch noch einen Ein-

spänner verschafft, der uns auf der von hier aus fahrbaren Straße nach Interlaken bringen sollte. Es that wohl, wieder einmal in einem Wagen zu sitzen, und noch wohler, durch ein so schönes freundliches Thal zu reisen. Der Luftzug bei dem schnellen Fahren, denn der Kutscher fuhr ausgezeichnet gut, milderte etwas die große Hitze und die dicht längs des Weges munter dahin rauschende Lütschine wehte uns eine liebliche Kühlung zu. Bald nach Austritt aus dem Thale erweiterte sich der Blick in große Räume. Zur Rechten streckte sich der Brienzer See hin. Zahlreiche freundliche Ortschaften, von Gärten und schattigen Baumgruppen umgeben, hingen malerisch an seinen Ufern. Auf den Feldern waren die Landleute mit der Ernte beschäftigt. Ueberall hin zeigte sich Leben. Wir trafen bald nach 12 Uhr in Interlaken, dem berühmten Molkenkurorte, ein und stiegen vor dem Hôtel Casino ab. Interlaken wird wegen seiner günstigen und dabei herrlichen Lage von den meisten Reisenden als Hauptquartier benutzt, denn von hier aus lassen sich alle die uns schon bekannten Touren leicht als Abstecher einrichten. — Der Ort bietet ferner, in der Nähe zweier Seen, des Brienzer und des Thuner, gelegen, durch die auf beiden Seen fahrenden Dampfboote genug Gelegenheit zu Abwechselung vieler Art dar. Der schönste Genuß in Interlaken bleibt aber die Aussicht in das Lauterbrunner Thal, welches sich nach hier gerade so öffnet, daß die dadurch gebildete Schlucht die volle Größe und Schönheit der Jungfrau zeigt. Im Uebrigen ist In-

terlaken ein durchaus vornehmer Ort und vereinigt in sich alle Vorzüge und Untugenden eines glänzenden Badelebens, von welchem sich die haute volée gern angezogen fühlt. Wenn sich hier aber auch eine Gesellschaft, wie nur immer in den Modebädern, zusammen findet, so giebt es in Interlaken, außer den Molkenkuranstalten, doch keine Bäder von irgend einer besondern Heilkraft.

Wir aßen im Casino um 1 Uhr zu Mittag und fuhren nach Tische mit dem zurückbehaltenen Wagen nach dem $^1/_2$ Stunde entfernten, an dem Thuner See gelegenen Flecken Neuhaus, um hier das von Thun kommende und um 4 Uhr dorthin zurückkehrende Dampfboot zu erwarten und zu benutzen. Als das Dampfboot ankam, entstand hier ein gar arges Treiben. Funfzig bis sechzig Wagen hielten am Landungsplatze, und ihre Führer rissen sich förmlich unter lautem Toben und Schreien um die aussteigenden und größtentheils nach Interlaken weiterreisenden Passagiere. Wir enteilten dem Lärme, indem wir uns sofort auf das Dampfboot begaben und weideten uns bis zu dessen Abfahrt ruhig von dem Verdecke aus an dem lebhaften Verkehre auf dem Ufer und an den überallhin schönen Fernsichten. Der Thuner See, $3^1/_2$ Stunden lang, 1 Stunde breit, gewährt durch die Lieblichkeit seiner Ufer einen hohen Genuß, besonders durch den auf seiner ganzen Fläche stets offen bleibenden Blick nach den ewigen Schneebergen, die bei größer werdender Entfernung immer weiter über die kleineren Vorberge auftauchen. Das schöne Wet-

ten gönnte uns die Aussicht in ihrer ganzen Vollkommenheit. Nach Verlauf von einer Stunde, es war $5^1/_4$ Uhr legte das Boot, nachdem es von dem See noch eine kleine Strecke auf der aus diesem heraustretenden Aar weiter gefahren war, an dem rechten Aarufer bei Thun an. Die Aar, welche den Brienzer und den Thuner See miteinander verbindet, fließt, wie schon früher erwähnt, durch diese beiden Seen hindurch und verläßt den letzteren See bei der Stadt Thun, die sich noch größtentheils auf beiden Ufern des Flusses hinzieht. Wir begaben uns in das dicht an dem Anhaltepunkte befindliche schöne Hôtel Bellevue, das aus drei großen, bei einander liegenden Häusern besteht, und kamen glücklich in dem uns nächsten Gebäude unter. Da ich nach Thun Briefe bestellt hatte, so eilte ich vor allen Dingen nach der Post, und fand dort zu meiner Freude die ersehnten Nachrichten aus der Heimath. Die herzlichen guten Mittheilungen der Meinigen und vor Allem die Briefe meiner Kinder stimmten mich sehr fröhlich. Zugleich nahm ich auf dem Postamte unsern von Zürich nach hier vorausgeschickten Koffer in Empfang. Das war uns auch ein sehr nothwendiger Umstand, denn es hatte sich natürlicherweise ein starker Bedarf nach frischer Wäsche eingestellt.

In Thun mußte ich jetzt auch den von Art mitgenommenen Führer entlassen, weil uns für die nächsten Tage kein specieller Leiter nöthig war, auch das neue Terrain außerhalb des genauen Kenntnißkreises des, einem andern Rayon angehörenden Mannes ge-

wesen sein würde. Der brave Führer — sein Name ist Joseph Dominik Jütz aus Art — hatte uns zu unserer vollkommenen Zufriedenheit gedient; ich war an ihn so gewöhnt worden, daß ich ihn nach seiner Verabschiedung wirklich vermißte, weil ich mich nun wieder selbst um eine Menge Kleinigkeiten bekümmern mußte, die bis jetzt seiner Fürsorge anvertraut gewesen waren.

Da bis zu der um 8 Uhr beginnenden letzten Table d'hôte noch Zeit genug übrig war, so führte ich meine Frau in die, von mir auf dem Gange nach der Post schon betretene Stadt, denn unser Hôtel lag außerhalb derselben.

Thun, mit 5000 Bewohnern, muß einen starken Getreidehandel haben, denn ich fand in dieser Beziehung ein reges Leben; überhaupt in den engen Straßen eine große Rührigkeit. Das Volk scheint hier sehr thätig und fleißig zu sein; ich sah keine der auf offener Straße sitzenden Verkäuferinnen, ohne einen emsig behandelten Strickstrumpf in der Hand, selbst die Lastentragenden Weiber hatten ihren Korb auf den Rücken gebunden und arbeiteten mit den Fingern an dem Strickstrumpfe. Die Aar fließt mitten durch die Stadt und beide Theile des Ortes werden durch eine Brücke verbunden. Die Häuser sind modern und städtisch; die Straßen, wie schon erwähnt, nicht breit, oft sogar sehr enge. Ganz besonders war uns der Besuch des über der Stadt hochgelegenen Gottesackers wegen seiner Aussicht empfohlen worden. Wir fanden den Weg dorthin, ohne fragen zu müssen, da man von jedem freien Punkte den Friedhof sieht.

Unmittelbar aus der Stadt führt eine aus ungefähr 200 Stufen bestehende, in ganz gerader Richtung empor liegende Treppe hinauf, die nirgends durch einen Absatz unterbrochen ist; diese Treppe ersteigt sich aus dem letztern Grunde ziemlich unbequem, wenn ihre Stufen auch nicht hoch sind, denn man findet auf ihr keinen einzigen Ruhepunkt. Wir betraten oben einen sehr reinlich und hübsch gehaltenen, sich rings um eine Kirche herum ziehenden Friedhof. Es ist immer ein wohlthuender Anblick und giebt ein gutes Zeugniß von den Bewohnern eines Ortes, wenn man gewahrt, daß sie ihre Todten ehren. Sollte auch ein solches Gefühl jedem Menschen sehr nahe liegen, ist es im Grunde nur ein rein natürliches Gefühl, die Sorgfalt, für die geschiedenen Lieben, mit denen man im Glücke und im Unglücke zusammengelebt hat, ein schönes freundliches Plätzchen zu suchen und zu schaffen, auf welchem man selbst gern verweilen kann, so ist das doch nicht immer so. Leider ist der Mensch im Vergessen oft stärker, als in seinem Denken und Handeln, und die verwilderten, mit Nesseln und Schlinggewirre überwucherten Kirchhöfe vieler Orte geben davon einen lauten betrübenden Beweis.

Hier war es schön! Aber man hat auch einen herrlichen Ort für die Todten gewählt. Von allen Seiten des freiliegenden Gottesackers schweift der Blick, über die gemauerte Brustlehne hinweg, oder aus den an jeder Ecke angebrachten Vorbauen, weit in das freie offene Leben hinaus. Hier der schöne blaue See; ringsum die Berge; weit im Hinter-

grunde die Schneehöhen der Jungfrau; unten die Stadt, der Fluß — überall hin das Bild einer prächtigen Natur! — Es muß sich gut ruhen auf dem Friedhofe zu Thun, denn die Thuner müssen gern bei ihren Lieben weilen, da sie einen so schönen Ort für sie wählten. Der Abend begann aus den Schluchten und Thälern heraus zusteigen; auch hüllten die Berge leichte Nebelschleier um ihre Stirnen. Ein Glöckchen aus der Tiefe rief „gute Nacht" zu der Natur; und auch wir stiegen herab.

Am andern Morgen, Mittwoch den 21. Juli, wurden Briefe geschrieben. Dann verweilten wir ein Stündchen auf dem Balcone unsres Hauses, der, nach der Aar und dem See zu liegend, eine reizende Aussicht gewährte. Dicht unter uns wurde ein Kahn mit Getreide beladen. Diese so einfache Arbeit beschäftigt das Auge, wie mit einer Zauberkraft. Es sieht gut aus, wenn die Menschen thätig sind, wenn überhaupt etwas geschaffen wird. — Der Himmel war bei Weitem nicht mehr so rein, wie am Tage zuvor; die Sonne schien sehr stechend, und auf den Bergen lagen einzelne, Gewitter drohende Wolken. Wie glücklich waren wir, gestern an der Jungfrau ein so vorzugsweise uns begünstigendes Wetter gehabt zu haben.

Für 1 Uhr Mittag war von mir ein Wagen bestellt worden, der uns nach Kandersteg bringen sollte. Um 12 Uhr nahmen wir noch ein déjeuner à la fourchette ein und bald rollten wir durch die Stadt hindurch und über die Brücke der Aar. Jen-

seits der Stadt bogen wir wieder, uns etwas links wendend, auf guter Straße den südlich gelegenen Bergen zu. Den herrlichsten Anblick gewährte uns der jetzt immer zu unsrer Linken ausgebreitete Thuner See mit seiner durchsichtigen blauen Farbe und über ihn hinaus die Kette der Schneeberge. Nachdem wir dicht an dem Fuße eines bedeutenden, von dem Gebirgsstocke bis fast an den See vorgeschobenen Berges, der Niessen genannt, vorübergefahren, theilte sich die Straße. Links, unsern bisherigen Weg in gerader Richtung an dem Ufer des See's fortsetzend, führt die Landstraße nach Interlaken; diese verließen wir nunmehr, rechts abbiegend und entfernten uns damit aus dem Gebiete und der Nähe des See's, indem wir in das schöne Frutigenthal eintraten. Der Himmel war inzwischen wieder recht heiter geworden und verschönerte uns auch diesen reizenden Weg. Das Frutigenthal ist sehr fruchtbar und ziemlich breit, wird aber von gewaltig hohen Bergen eingefaßt, auf deren Spitzen der helle Schnee glänzte. Die Straße führt durch die Ortschaften Strättlingen und Müllinen, Beides heitere, freundliche Dörfer. Ohne irgendwo einen Aufenthalt genommen zu haben, kamen wir um 4 Uhr in Frutigen an. Es ist das ein reizender, frei daliegender, reinlicher Ort. Hier theilt sich das Thal, und läuft nach aufwärts in zwei Armen weiter. Rechts, von unserer Richtung ausgenommen, ist das Engstligerthal; links das Kanderthal. Durch das Letztere sollte die Fortsetzung unserer Reise geschehen. In Frutigen mußte aber zuvor das Pferd gefüttert

werden; gleichzeitig wäre hier auch fast die genaue Einhaltung unsres Reiseplanes gestört worden. Man versicherte uns nemlich, daß wir in Kanderstäg, in welchem Orte wir übernachten wollten, schwerlich ein Unterkommen finden würden, weil das einzige dortige, ohnehin sehr beschränkte Räumlichkeiten bietende Gasthaus, heute vollständig von einer Schule in Beschlag genommen worden wäre. Man rieth uns, hier in Frutigen zu bleiben. Weil jedoch dieser, von den Wirthsleuten selbst ausgehende Vorschlag nicht unser unbedingtes Vertrauen erregte, und obgleich uns auch der Kutscher zuredete, hier in dem weit besseren Gasthofe zu übernachten, so entschlossen wir uns dennoch für das Gegentheil. Uns leitete dabei aber besonders der Grund, daß durch eine so unberechnete Verzögerung der ganze Plan unserer Reise gestört worden wäre, denn jeder Tag hatte vollauf seinen Theil und keinem war füglich ein Mehr aufzubürden. Zudem hatte unsre für morgen bestimmte Tour eine recht bedenkliche Ausdehnung. Wir mußten also noch heute nach Kanderstäg, oder konnten morgen nicht bis nach Martinach kommen. Als demnach das Pferd abgefüttert war, stiegen wir in den Wagen und fuhren getrost vorwärts, indem wir uns mit Macht an den Gedanken zu gewöhnen suchten, in der nächsten Nacht, wer weiß in welcher Hütte zubringen zu müssen. Wir bogen nach der linken Seite, und waren in dem unvergleichlich pittoresken und großartigen Kanderthale. Es ist dieses Thal eines der wildesten und naturkräftigsten der Schweiz, ganz der Gegensatz der lieblichen

Thäler, die wir bei Grindelwald und Lauterbrunnen kennen gelernt hatten. Diese waren anmuthig und schön, wie das Lächeln eines holden Mädchens; das Kanderthal ist der wilde, kampfbereite Athlet selbst, der Dich mit dem Epheukranze in den dunklen Locken erwartet. Hoch hebt sich Deine Brust bei dem Anblicke der kräftigen naturwüchsigen Formen.

Steiler und immer steiler zog sich der Weg empor, und blieb so bis nach Kandersteg; ungeheure herrliche Felsenmassen waren die bis zu einer schwindelnden Höhe senkrecht nach Oben aufgethürmten Wände des Thales. Diese Umgebung wurde, je näher wir unserm heutigen Ziele kamen, desto wilder, desto großartiger; die Kander, der wilde Gebirgsbach, stürzte uns in unzähligen größeren und kleineren Wasserfällen entgegen; ihre weißen Schaumwellen bäumten sich an dem harten Felsengerölle hoch empor, aber in jäher Hast trieben sie die nachfolgenden Wellen unaufhaltsam weiter. Langsam dagegen und keuchend zog unser Pferd den Wagen auf der steilen Straße aufwärts. Ich war abgestiegen und schritt dem Wagen voraus, wenn gleich plötzlich eine kleine Streifwolke einen bald vorübergehenden unbedeutenden Regen über uns ausstreute. Meine Blicke schweiften an den hohen fürchterlichen Felsenwänden empor, die oben in den merkwürdigsten und abenteuerlichsten Formen auskanteten. Vor uns ragten über die Felsen die mit Schnee und Eis bedeckten Höhen, unter welchen wir durch den Kutscher besonders auf die 11,300 Fuß hohe Blümlialp, an welcher ein bedeutender Gletscher

sichtbar war, aufmerksam gemacht wurden. Wir waren in der rauhesten Alpennatur. Als aber die öde Wildheit der Gegend ihren Gipfelpunkt erreicht hatte, da traten uns die wenigen und ziemlich dürftigen Häuser von Kandersteg entgegen.

Das Herz fiel uns vor die Füße, als wir den kleinen Gasthof und in und vor ihm ein lebhaftes Gewühl von Schülern, andern Reisenden und Führern erblickten, denn was sollten wir beginnen, wenn für uns hier kein Raum zu beschaffen sein würde! Es war zu spät — 7 Uhr — um die 2¹/₂ Stunden Weges nach Frutigen zurückzufahren, und überdem, wie unangenehm und ärgerlich wäre das gewesen! Wir waren daher gefaßt, das allerbeschränkteste und kärglichste Nachtlager nicht zurückzuweisen, um nur nicht wieder zurückkehren zu müssen und bemühten uns, die Erwartung auf den geringsten Grad ihres Daseins herabzuarbeiten, und ich muß gestehen, daß uns dazu das in Sicht stehende Haus mit seinen Verhältnissen aufrichtig behülflich war. Der Wirth, der an unsern stillhaltenden Wagen herantrat, versicherte, nicht das kleinste Zimmer in seinem Hause mehr frei zu haben; wer war aber froher als wir, daß er, durch seinen Sohn angeregt, doch noch Rath zu schaffen wußte, indem er uns die Stube der Führer einräumen ließ. War diese auch in ihren Dimensionen groß genug, so sah sie doch nichts weniger als reinlich aus und war von einem starken Geruche nach Bier und Tabak durchzogen. Wie aber verändern Verhältnisse und Umstände die Ansprüche und selbst

die Bedürfnisse des Menschen; wir begrüßten diese unheimliche Stube mit ihren schmutzigen rothen Holztischen und Bänken, mit ihren im Hintergrunde stehenden, für solche Fälle wahrscheinlich bereit gehaltenen Betten von etwas zweifelhafter Reinlichkeit und die nichts weniger als angenehme Atmosphäre mit entschiedener Freude und waren jedenfalls besser daran, als die armen Teufel, die Führer, welche uns noch oft und selbst später, nachdem wir die Thüre von innen verriegelt hatten, in der Ruhe störten, weil sie ihren bekannten und gewohnten Aufenthaltsort aufsuchten, und wegen uns, wer weiß wo, in dieser Nacht zubringen mußten. Reisende, welche noch spät am Abende mit einem Wagen eintrafen, konnten gar nicht mehr aufgenommen werden und mußten sich für diese Nacht mit dem noch viel weniger einladenden Raume in einer der umherliegenden Bauernhütten begnügen. Wir hatten übrigens recht freundliche Wirthsleute, delikates Essen an frischen Forellen und ein Glas guten Wein gefunden und waren daher, abgesehen von der Stube, die allerdings in dem Zustande blieb, in welchem sie die Führer gerade verlassen hatten, so wie abgesehen von den Betten, über die wir keine lange Betrachtung anstellen mochten und lieber die Mäntel der Liebe, das heißt, unsre eignen Reisemäntel darüber ausbreiteten, vollkommen zufrieden.

Weil der folgende Tag, wenn wir unsern Plan festhalten wollten, an ihm bis Martinach zu kommen, eine sehr bedeutende Tour umfaßte, so hatte auch ich mir einen Maulesel, welche Thiere von jetzt an und

durch die ganze französische Schweiz die Stelle der Pferde vertreten, bis auf die Höhe der Gemmi gemiethet und fand später Gelegenheit genug, diese Vorsicht als eine sehr kluge und weise zu preisen, denn der Weg über die Gemmi war der steilste und beschwerlichste, den wir überhaupt vorher und nachher in der Schweiz gefunden haben. Noch am Spätabende und während der Nacht hatte es zweimal tüchtig geregnet, aber der Morgen ließ sich desto schöner an. Um 3 Uhr waren wir munter; pünktlich um 4 Uhr traten wir die Wanderung an. Unsere Caravane bestand, außer meiner Frau und mir, die wir auf zwei Maulthieren ritten, aus zwei Maulthiertreibern, einem Gepäckträger, der, weil bei der zu lange anhaltenden Steilheit des Weges jede Mehrbelastung der Thiere vermieden werden mußte, unsren Nachtsack trug, und einem großen Hunde, welcher dem einen Treiber zugehörte. Nach einer Viertelstunde ebenen Weges kamen wir an das Ende des Thales, welches nunmehr durch die ungeheuersten, senkrecht emporschießenden Felsenmauern vollständig geschlossen war. An dieser Wand führte in anhaltendem Zickzacke ein schmaler Pfad den fürchterlichen und schauerlichen Paß höhauf und hier ritten wir empor. War die Gegend bis dahin schon in jeder Bedeutung des Wortes wild gewesen, so wurde sie, ganz ihrem Charakter treu bleibend, nach jedem Schritte weiter, immer gewaltiger und großartiger. Ohne alle Unterbrechung zog sich der enge steinige Weg empor; er lehnte an seiner einen Seite an den gigantischen Fel-

senmassen; an seiner andern hing der fürchterlichste Abgrund, in welchen der Blick schwindelnd hinunter fiel. Wenn das Auge zaghaft und schaudernd die ungeheuren Tiefen hinunter maß, wenn es die Gegenstände unten zitternd erfaßte, so schlug doch der Reiz dieser großartigen wilden Natur mit unwiderstehlicher Gewalt an die innersten Fibern des Bewußtseins und brachte über uns ein Entzücken, das keine Worte hat, aber in seiner Sprachlosigkeit beredter ist, als die lebhaftesten Phrasen. Nur die Treiber kauderwelschten untereinander in französischer Sprache, welches Idiom von hier an die deutsche Sprache immer mehr verdrängt. Ich bewunderte jene Leute, welche auf solchem Wege noch Lust und Athem fanden, sich zu unterhalten.

Der steile Bergrücken, den wir zu überschreiten im Begriffe waren, trägt den Namen: „die Gemmi", und ist auf dem Scheitelpunkte des Passes 7160 Fuß, auf seiner höchsten Spitze aber 11,430 Fuß über dem Meere. Von Kandersteg hatten wir volle 4000 Fuß Höhe zu ersteigen, um den Scheitelpunkt des Passes zu erlangen. Dieser ganze, nur von Menschen und Saumthieren zu betretende Weg wurde erst in den Jahren 1737 — 1741 durch eine Actiengesellschaft und von tyroler Bergleuten unter Besiegung der ungeheuersten Schwierigkeiten erbaut. Er ist die einzig stattfindende Verbindung der Cantone Bern und Wallis und bringt dadurch dem Verkehre zwischen den beiden Cantonen einen unberechenbaren Nutzen, sichert aber auch dem kühnen Kopfe, der zuerst den Gedanken

an die Möglichkeit erfaßte, hier der Natur einen Weg abzuzwingen, ewigen Ruhm bei den angrenzenden Bewohnern. Noch ungleich kühner und gewaltiger werden wir aber jenen Bau auf der Walliser Seite der Gemmi finden, doch wollen wir unserm Wege in dem Gipfelpunkte seiner Großartigkeit nicht vorgreifen; noch waren wir nicht auf der Höhe der Gemmi, aber alles darüber schon Vernommene und die von Schritt zu Schritt vorbereitend immer gewaltiger werdende Scene, waren Stoffes genug, unsere Erwartungen auf das Höchste zu spannen. Aber alle unsre Erwartungen sollten dennoch übertroffen werden.

Wir gelangten endlich nach einem, bereits über drei Stunden gewährt habenden Ritte, der ohne die kleinste Unterbrechung gleich steil und anstrengend geblieben war, auf ein in letzterer Beziehung etwas günstigeres Terrain, das nicht mehr so unausgesetzt emporstrebte, das aber das Schauerliche des Gemmipasses in immer stärkerer Ausprägung entfaltete. Dunkle starre Felsen, ungeschmückt durch Bäume oder Sträucher, ja fast ohne ein Zeichen einer noch so dürftigen schwindenden Vegetation, umringten uns. Nur hier und da klammerten sich die Kryptogamen, diese lebenlosesten, ärmsten Kinder der Flora an das dürre Gestein. Außer den öden, Schnee- und Eisbedeckten Spitzen der noch weit emporragenden, viel größeren Höhen sah das Auge nichts, als Stein; nur das Blau des Himmels spannte sich auch über diese Gegend, und der Strahl der freundlichen Sonne fiel auch auf diese Stätte. Der Hufschlag der Maulthiere

auf den Felsenboden, der Tritt und zuweilen ein Ruf oder ein Wort der Treiber waren die einzigen Laute, welche die Stille der Natur unterbrachen, aber auch jener Schall erschien hier klanglos und dumpf, denn ihm fehlte hier jede tonbelebende Resonanz. So gelangten wir, inmitten dieser schauerlichen Oede an die schauerlichste und ödeste Stätte; das ist eine große halbrunde Vertiefung, welche in der Form eines Kessels in die schwarze ungeheure Steinmasse eingesenkt ist. Hier ist Alles in der Gestalt geblieben, wie sie an dem Tage nach dem großen Kampfe der Elemente vorhanden war; hier an dem Urgesteine ist nichts verändert worden. Die Blöcke liegen noch da, wie sie durch die große Umwälzung umhergestreut wurden; in diese Massen konnte die Hand der Zeit kein kräftiges Leben legen, und deshalb blieben sie auch ohne alle Veränderung, denn nur das Leben bringt den Tod; aber Leben ist Abnutzung und Tod ist Erneuerung, und darum stirbt nur das Leben. Hier aber schien kein Leben zu sein; die starren Felsengebilde waren die versteinerten Wächter des Berges. Aber doch, es öffnet sich ihr Ring und wir erblicken mitten in dem Kreise der erstarrten Felsengruppen ein einsames Gebäude, ein Gasthaus, „Schwaribach" genannt. Hier ist es still und fürchterlich! Hier ist die Wüste der Alpen, Stein an Stein, wie in der Sahara Sand an Sand! Hier scheint der Pulsschlag der Natur stille zu stehen; das Leben stockt, und Alles, was an den Hauch eines frischen Daseins erinnern könnte: der Farbenschmelz, das heitere Grün

der Gräser, hier suchst du es vergebens. Wohl ergreift den Wanderer ein Gefühl der Angst; er sieht sich dem Leben, dem Frohsinne, der Freude entrückt, aber er empfindet nicht deren Gegensatz, Tod und Trauer, denn bald durchzuckt ihn auch hier der Funken des Göttlichen; die colossalen Umrisse heben ihn der großen Urkraft näher; hoch schwillt sein Herz, denn auch in dieser Oede, in dieser Wildniß tritt ihm das großartige Walten der Natur vor die Seele; auch diese stummen Steine reden zu ihm, wie erhaben, wie unendlich groß der ewige Schöpfer des Weltalls ist, der auch diese Oede schuf, und die Felsen hier zusammenstellte.

In Schwaribach, dem einsamen Gasthause, wurde unseren Thieren nach den starken Anstrengungen etwas Erholung gegönnt. Das Haus ist klein und dürftig, bietet wenig, aber für diese Gegend oft gewiß das Ersehnteste, ein Obdach. In dieses Haus legte Zacharias Werner die Scene seiner schauerlichen Tragödie: der vierundzwanzigste Februar. Dem Vaterfluche des Kuruth, und dem sich davon abspinnenden furchtbaren Schicksalsgemälde konnte allerdings kaum eine mehr geeignete Stätte gefunden werden, und in dem zerrissenen Gemüthe Werners konnte wieder eine solche Umgebung nur ein Nachtstück, wie das genannte, schaffen. Im Uebrigen ist aber das Haus unschuldig an jener Begebenheit von Fluch und Mord, und Werners Stück fußt nur in seiner durch diesen Ort wild aufgeregten Phantasie.

Wir brachen wieder auf. Der Weg zog sich

von Neuem höher hinauf. Da plötzlich traten wir, an großen Steinmassen vorübergehend, die gleichsam als ein Felsenthor gelten konnten, auf eine weite Hochebene, welche den Boden eines Kessels bildete, dessen Wände ringsum hohe, dunkle, fürchterlich emporstarrende Felsen waren. Schnee und Eis glänzte von ihren Zackengipfeln. Den Boden aber des Kessels erfüllte in fast seiner ganzen Ausdehnung ein See, der $^3/_4$ Stunde lang, $^1/_4$ Stunde breit sein mochte. Und der See, dessen finstere Fläche die noch finsterern Felsenmassen wiederspiegelte, lag da: ernst, fürchterlich, wunderbar! Nichts vor, nichts hinter, nichts neben uns weiter! Einzelne Schneestreifen reichten von der Höhe bis an das Ufer des See's; an dem südlichen Ende deckte noch Eis sein Wasser. Es ist der „Daubensee", der durch den großen, sich von den westlichen Höhen herabziehenden Lämmerngletscher gespeist wird. Selten thaut er ganz auf und bleibt acht Monate des Jahres vollständig zugefroren. Unser Weg zog sich dicht an dem östlichen Rande des See's, in dessen ganzer Länge hin; wir mußten zweimal durch Schnee. Der Charakter der Natur blieb sich fort und fort treu. Nichts war Andres geworden, als daß hier ein See ausgebreitet war, ein See mitten in der Wüste. Alles blieb stumm, öde, schauerlich! Nur das finstere, leise von der Luft berührte Wasser zeigte eine kreiselnde Bewegung. Sonst war kein Leben in der Wüste. —

Von dem Ende des See's an zog sich der Weg abermals einige hundert Schritte aufwärts. Dann

führte er uns wieder durch einen Thorähnlichen Felsenpaß. Unsre Augen drangen vorwärts nach der noch verhüllten Gegend, die wir jenseits des Steinpasses zu suchen hatten. Da aber stürzen sie plötzlich zurück, erschrocken und zitternd, denn vor uns, an dem letzten der Steinpfeiler, die das Felsenthor bildeten, war ein fürchterlicher Abgrund, fürchterlicher und schauerlicher als Alles, was wir je gesehen, und gähnte uns Sinnebetäubend entgegen. Senkrecht, in der ganzen vollen Bedeutung des Wortes, mehr als 2500 Fuß senkrecht hinab, stürzt der Blick und wenn er unten die Gegenstände auseinander gesichtet hat, wenn er die Häuser des Bades Leuck erkennt, dann sucht er ängstlich nach einem Wege, der dort hinunter führen soll, aber wenn er auch die nächsten Spannen eines beginnenden Fußsteiges an seiner linken Seite entdeckt, so kann er doch nirgends den weiteren Weg auffinden und die kühnste Phantasie verläßt ihn, wenn er mit ihr von hier aus einen Pfad an dieser fürchterlichen Felsenwand hinunter aufsuchen will. Nirgends findet das Auge an diesen steilen Mauern einen Halt, einen Ruhepunkt — wo soll er für den Fuß sein! —

Das ist die Höhe des Gemmipasses!

Die auf beiden Seiten von unserm jetzigen Standpunkte aus hufeisenförmig nach vorn zu strebenden gigantischen Felsenmauern, umschließen unten in ihrer Mitte das Bad Leuck; durch die von den ungeheuren Wänden aber offen gelaßne Seite schweift der Blick weit in das schöne, lebenathmende Wallisertthal hin-

aus, durch welches sich glänzend das Silberband der Rhone hinzieht. Das Auge ruht voll Freude auf den fernen grünen Flächen, auf den unzähligen Ortschaften, auf den heiteren Weinbergen, auf den jenseits des Thales wieder emporsteigenden Berglehnen und schweift über diese hinaus nach der ungeheuren Kette der Schneeberge, welche die Grenze der Schweiz mit Italien bezeichnen. Der Blick reicht hier östlich von dem Mont Rosa bis westlich zu dem Mont Blanc; er wurde uns durch nichts getrübt; wir genossen wieder das prachtvolle Bild in seiner ganzen Vortrefflichkeit.

Man wird selten einen Standpunkt finden, auf welchem die Blendkraft der Phantasie so entschieden alle Berechnung des Geometers überstrebt, oder, mit anderen Worten, auf welchem die scheinbare Höhe der wirklichen so stark den Sieg abringt. Das liegt eben darinnen, weil man hier auf einer Stelle ist, von welcher aus das Auge im jähesten Falle hinunter in die Tiefe stürzt und dabei jeden Maasstab verliert. Alle die Höhen, welche die Aussicht in ein tiefes Thal bieten und welche oft noch weit bedeutender sein können, als der Gipfelpunkt des Gemmipasses nach dem Leucker Thale, sind von anderen niedrigeren Höhen terrassenförmig umgeben und der Blick findet viele Ruhepunkte, bevor er die Tiefe erreicht, sollten auch diese Ruhepunkte aus nichts Anderem, als aus den Klippen und Vorsprüngen der eignen Bergeshöhe bestehen; das Auge berührt eine Felsenspitze, eine kleine Matte, einen Baum; es haftet hier und da auf einem

festen Boden. Hier aber von der Gemmi hinunter siehst Du bis in die ungeheure Tiefe unter Dir nichts als den Rand Deines Standpunktes; und die zu beiden Seiten von dir im Halbkreise sich hinziehenden ebenso fürchterlichen Felsenwände lassen Dich nur um so lebhafter die schwindelerregende Höhe Deines eignen Standpunktes erkennen. Großartig, allgewaltig, wie hier die Natur geschaffen ist, so wirkt sie auch auf Deine Empfindungen und erfüllt Deine Seele mit Entzücken, erweitert Dein Herz mit Jubel. Dein Blick schweift von der Oede hinter Dir und von der schauerlichen Großartigkeit Deines Standpunktes und des Vordergrundes überhaupt, hinab und hinüber in das heitere Leben, zu alle den lieblichen Bildern, die sich immer klarer vor das Auge drängen, und Du athmest Beruhigung, wenn Du Dich recht innig an sie hängen kannst. Aber bald treibt die Sehnsucht vorwärts; es zieht Dich hinüber nach dem herrlichen Walliserthale! Man fühlt, daß man aus dem Zustande unbestimmter Angst und Gefahr erlöst werden soll; es ist, als feiere man nach einer schweren Krankheit das Fest der Genesung oder erwache nach einem bangen Traume und schaue plötzlich das lieblichste Tageslicht. Denn die Contraste hängen zu unmittelbar aneinander, und sind — hier schauerlich gewaltig, dort anmuthig heiter — durch die stärksten und ausgeprägtesten Formen vertreten.

Ich werde zu erwähnen kaum nöthig haben, daß wir den großen Weg nach Bad Leuck hinunter nur zu Fuße zurücklegen konnten. Für meine Frau hatte

ich von Kanderstäg, durch den Wirth dazu aufgefordert, einen Alpenstock mitgenommen und derselbe bewährte sich vortrefflich. Die Alpenstöcke sind ungefähr vier Ellen lange Stäbe, die unten mit starken eisernen Spitzen versehen sind. Man kann sich vollkommen auf einen solchen Stock stützen, und namentlich während des Abwärtssteigens jedes Vorschießen, zu welchem man auf steilem Wege immer geneigt ist, sicher hemmen, denn der Stock ist lang genug, um seine Spitze voraus und bequem aufzustemmen.

Wir stiegen hinab. Die Maulthiere gingen ohne geführt zu werden. Sie gingen langsam bedächtig, aber sicher Schritt vor Schritt. Im Zickzack zog sich der Weg ununterbrochen auf steilstem, dem Felsen größtentheils künstlich abgerungenem Raume hinunter. Ein Theil dieser Strecke, welche ganz durch den Bauch des Felsens gesprengt ist, so daß hier auch der Himmel aus Stein besteht und nur die eine Seite offen bleibt, heißt die Gallerie. Oft geht man aber wieder außerhalb des Felsens auf künstlich aufgeführten Mauern, die, um den auf keine andere Weise herzustellenden Weg weiter zu führen, bis zu dessen Höhe von einem tieferen Vorsprunge aus aufgebaut wurden. So zieht sich dieser Paß, bald mitten durch die Felsen, bald außerhalb derselben, aber, wo es auch sei, immer so steil abwärts, daß es gerade noch möglich ist, den menschlichen Fuß hier zu benutzen. An den engsten und gefährlichsten Stellen sind gegen den Abgrund hin kleine Mauern als Lehnen aufgeführt und das Auge kann ohne Besorgniß in die Tiefen blicken.

Es wurde uns gesagt, daß dieser merkwürdige Weg sich trotz der Beschwerde des Steigens aufwärts weit besser als abwärts gehen ließe, weil bei dem Emporsteigen die Flechsen der Füße nicht so angegriffen würden und sodann auch, weil sich die grauenhaften Abgründe dem Auge nicht so schroff entgegenstellten. Als wir das Thal und zwar in Folge der starken Erschütterung der Muskeln sehr ermüdet erreicht hatten, blieb uns nur noch eine kleine Strecke zu wandeln übrig, um in den berühmten Ort, das Leucker Bad, zu gelangen. Hier erkannten wir abermals, wie sehr das Auge der Täuschung zugänglich ist. Das Bad Leuck liegt noch gegen das Thal der Rhone ungeheuer hoch und von der Gemmi oben gesehen, schien es in dem tiefsten Grunde zu liegen.

Wir kamen gegen 12 Uhr in dem Hôtel des Alpes an. Es war hier ein merkwürdig großes Treiben und Leben. Die Kraft der hiesigen Quellen, welche bei uns in Deutschland noch viel zu wenig bekannt sind, beweisen augenscheinlich die vielen Gichtbrüchigen aller Art und die große Anzahl der Gelähmten, die sich vor uns auf Krücken gestützt herumbewegten oder auf Fahrstühlen und kleinen Wägelchen herumbewegen ließen. Die Badegäste waren zumeist durch Franzosen vertreten, und der Ruf des Bades scheint auch in Frankreich am Ausgebreitetsten zu sein. Wie aber hier die Bäder benutzt werden, ist gewiß einzig in seiner Art. Man badet vollkommen gemeinschaftlich in großen Bassins; ein polizeilicher Erlaß und Anschlag an den Bädern bestimmt dafür genau die nöthige

Kleidung. Dabei bleibt man sehr lange, oft bis sechs Stunden und sogar darüber in dem Wasser, während welcher Zeit man nicht nur ißt und trinkt, sondern auch liest oder auf kleinen schwimmenden Tischchen Domino und andre Spiele tractirt. Die Verbindung mit Nichtbadenden und Zuschauern, welche den Zutritt auf die um die Bassins sich ziehenden Gallerien offen haben, ist dabei ganz geregelt und lebhaft. Die Quellen kommen unmittelbar aus der Erde in die Bassins; sie sind sehr heiß und sollen gegen Lähmungen aller Art eine ganz bedeutende Wirkung haben. Wir ließen uns an die Bäder führen, betrachteten die ganze Einrichtung und ergötzten uns an den kleinen, auf dem Wasser schwimmenden Tischchen. Zu unserm Bedauern mußten wir uns aber die Personen dazu denken, denn die Badezeit ist nur von früh 4 bis 11 Uhr, und war also vorüber. Von 11 — 12 Uhr ist dann gemeinschaftliches Essen. Weil dieses bei unserer Ankunft eben beendet gewesen war, so hatten wir gerade den lebhaften Verkehr getroffen, der immer stattfindet bevor eine Gesellschaft sich weiter zerstreut. Die Hauptbäder sind im Hôtel des Alpes selbst. Es ist das ein sehr großes stattliches Gebäude, welches vor dem Orte auf einer kleinen Anhöhe liegt. Es giebt jedoch noch eine weitere Anzahl Quellen und gleiche Badeeinrichtungen in dem Flecken selbst. Das Leucker Bad liegt noch 4400 Fuß hoch und ist auf drei Seiten von der schauerlichen Felsengegend eingeschlossen, die wir oben auf der Gemmi bereits vollständig erblickt haben. Die Gemmi selbst

steht wie eine furchtbare, dunkle, senkrecht emporragende Mauer vor uns; auch von hier aus ist eben so wenig ein Weg dort hinauf zu erspähen, als überhaupt nur die Möglichkeit einzusehen, nach jener Höhe hinauf gelangen zu können. Man wird sich von diesen Felsenmassen ohne Anschauung schwerlich den rechten Begriff machen. Es ist in der Nähe ein Dorf, zu welchem gar kein Weg führt, und wohin man nicht anders gelangen kann, als über eine Anzahl großer Leitern. Landwirthschaft und Viehzucht kann in diesem Dorfe allerdings nicht getrieben werden. Man wird daraus aber abnehmen, wie senkrecht steil und wie schwer zugänglich die Felsenwände der Gemmi sind. Nur nach der Südseite, nach dem Rhonethale hinab liegt der Weg offen und von dort herauf führt jetzt eine gutgebauete fahrbare Straße, welche ihr Ende hier im Bade Leuck findet. Ich hatte einen kleinen leichten, mit einem Maulthiere bespannten Wagen gemiethet und nachdem wir noch tüchtig gegessen, fuhren wir — denn ein großer Weg lag vor uns — schon bald nach 1 Uhr weiter.

Der Weg ging bis „Stadt Leuck", welcher Ort drei Stunden von Bad Leuck entfernt ist, und unten im Thale an der Rhone liegt, fortwährend abwärts und hatte stets auf einer Seite einen tiefen Abgrund, auf der anderen eine hohe Felsenwand. Es ist das kein guter Weg für diejenigen, welche an Schwindel leiden, denn nirgends deckt den Abgrund eine Barriere oder sonst ein Schutz und oft fährt man dicht an den fürchterlichsten Tiefen vorüber. Dabei wird aber die

Aussicht immer prachtvoller, je näher wir dem eigentlichen Walliser Thale kommen, von welchem das nach Bad Leuck sich ziehende Thal nur ein Seitenzweig ist. Unaufhörlich hatten wir uns doch bergab bewegt, und dennoch erschien uns der Silberstreifen der Rhone immer noch tief unter unseren Füßen. In großen Bogen zog sich unser Weg weiter. Bei einem malerisch schön gelegenen Dorfe führte uns eine hohe, kühn gebauete Brücke auf die östliche Berglehne unseres Seitenthales, nachdem wir bis jetzt auf der westlichen uns befunden hatten. Auf jener Seite liegt auf steiler Höhe dicht gedrängt das Dorf Inden mit sehr freundlicher Kirche und gewährt einen köstlichen Anblick. Die heitersten Matten breiten sich nach allen Richtungen hin aus, und nur hinter uns liegen die fürchterlichen starren Felsen, die hoch über Alles emporragenden. Aber vor uns reiht sich Weinberg an Weinberg bis hinunter an die weißschäumende, hier schon recht bedeutende Rhone. Drüben aber, jenseits ihres Bettes steigen die Berge wieder aufwärts, und hoch über ihre Gipfel noch ragen die glänzenden Schneespitzen der italienischen Grenzgebirge empor. Unzählige Ortschaften, die längs der Rhone sich hinziehende Landstraße mit ihrem mannigfachen Verkehre, das auf und an den Bergen weidende Vieh geben dem großen Bilde Leben und Heiterkeit. Wir gelangten in das Thal. Ohne anzuhalten fuhren wir durch die Stadt Leuck. Das ist eine dunkle, schmutzige Stadt, die mit ihren engen und völlig menschenleeren Straßen und mit ihren schwarzen Holzhäusern einen

unheimlichen bangen Eindruck auf uns machte. Sie ist völlig der Gegensatz von dem aus einer neueren Zeit stammenden, und nur nach ihr benannten lebhaften Badeorte. Mit Freuden begrüßten wir, als wir die Stadt Leuck wieder verließen, die warme freie Natur. Wir hatten hier das Ufer der Rhone erreicht, die dicht bei Leuck vorüberfließt, und waren nun endlich an dem tiefsten Punkte des Thales angekommen. Ohne alle Unterbrechung durch Zwischenhöhen hatte uns der Weg von dem enfernten, hoch über unsern Häuptern liegenden Passe der Gemmi abwärts bis hierher geführt. Die dunklen Felsenmassen der Gemmi lagen weit hinter uns, aber wir überblickten von hier aus noch einmal vollständig alle die ungeheuren Höhen, die wie die Mauern einer Riesenfestung auf uns herabstarrten.

Eine steinerne Brücke führte uns sofort auf das jenseitige linke Ufer der Rhone. Das in der ganzen Länge des Canton Wallis von Osten nach Westen sich hinziehende Rhonethal sollten wir nun von hier aus nach Westen hin, also Flußabwärts bis Martigny (Martinach) verfolgen. Es lag sehr in unsren Wünschen, trotz der bereits gehabten starken Anstrengung und obgleich es jetzt schon 4 Uhr vorüber war, die genannte Stadt heute noch zu erreichen. Man rechnet von hier aus noch 12 Stunden Weges bis Martigny. Es war noch eine weite Entfernung, indessen das Fahren auf der vorzüglich guten und nunmehr immer eben fortgehenden Straße so wie in dem kleinen leichten Wagen gewährte uns mehr Erholung, als neue

Strapatze. Unser jetziges Geschirr hatte ich nur bis Sierre (Siders) gemiethet, um hier ein frisches Pferd nehmen zu können. Somit war Allem vorgekehrt worden.

Aber wenn auch wirklich eine noch größere Anstrengung mit dieser Fahrt verbunden gewesen wäre, dieses Thal hätte sie uns nicht fühlen lassen. Die unter dem Namen des Wallliserthales berühmte Umgebung des Rhonebettes unterscheidet sich gänzlich von den anderen Thälern der Schweiz. Das Wallliserthal zieht sich, anstatt in engen Verhältnissen oder in malerischen Windungen, in anständiger Breite und in schöner geradliniger Richtung hin. Es ragen wohl auch alte Schneehäupter, besonders von der italienischen Seite aus, hier und dort herein, aber die auf beiden Seiten des breiten Thales liegenden Vorberge sind so reich mit Wiesen- und Weinberg-Sammet und netten Häusern und Ortschaften austapezirt; sie entfalten in ihrer natürlichen und künstlichen Ausstattung so viele herrliche und heitere Anziehungspunkte, daß mir dieses Thal ganz wie der Salon eines reichen Mannes erschien, in welchem der Luxus und das angenehme Wohlleben herrscht.

Eine Brücke führte uns bald wieder auf das rechte Ufer der Rhone und hier fuhren wir dicht an den unzähligen Weinbergen vorüber, welche diese der Sonne zugekehrten Höhen schmücken, während sich auf der anderen gegenüber liegenden Berglehne die schönsten und üppigsten Matten für die Heerden ausbreiten.

Das Wallisertbal entfaltet eine sehr bedeutende Vegetation, denn es bietet an seinen geschützteren Stellen schon ein ganz italienisches Clima: Wein, Feigen und Mandeln gedeihen hier vortrefflich, doch soll vorzugsweise diese Gegend wegen ihrer großen feuchten Wärme zu dem ungesundesten Theile der Schweiz gehören. Hier zeigt sich der Cretinismus bereits in gräßlicher Weise.

Unser Maulthier lief brav vorwärts. In Sierre nahm ich einspännige Extrapost; man erhält dazu einen leichten offenen Wagen und fährt ganz prächtig. Sierre ist die Scheidelinie zwischen dem Gebrauche der deutschen und französischen Sprache. Wenn man auch schon von Kanderstäg an vorzugsweise und bis in die untersten Stände hinab französisch sprach, so verstand man doch immer noch deutsch; von Sierre an muß man sich aber ausschließlich der französischen Sprache bedienen, weil nur ganz selten Jemand noch deutsch versteht. Höchstens findet man in den größeren Gasthäusern einen deutschen Kellner, oder hier und da einen deutsch sprechenden Führer, der sich dann aber wegen seiner Gelehrsamkeit nur zu einem um so höheren Preise vermiethet.

Die nächsten drei Wegstunden bis Sion wurden rasch zurückgelegt. Hier war wieder Poststation und Pferdewechsel. Sion — deutsch: Sitten — ist die Hauptstadt des Canton Wallis, zählt 2800 Bewohner und liegt reizend in fruchtbarer aber heißer und ungesunder Gegend. Von einer mitten im Thale gelegenen Höhe dicht über der Stadt blicken die Trüm-

mer dreier alter Schlösser, malerisch gelegen, auf sie herab.

Auf unserem ferneren Wege fuhren wir an den Gebäuden einer Seidenfabrik vorüber, in deren Nähe sich große Plantagen von Maulbeerbäumen befanden. Im Uebrigen blieb der Hauptschmuck des schönen Thales, der Weinstock, fortwährend unser Begleiter. In einigen Gärten sahen wir bereits Orangenbäume, welche im Freien wurzelten. Zwischen Sion und Martigny befindet sich noch ein Postrelais in einem kleinen Dorfe. Hier gab man uns einen Char à côté, der für uns ein ganz neues Fuhrwerk war. Der Kasten des Wagens ist wie die Schale einer runden hohlen Muschel geformt; man steigt von der Seite ein und an der andern Seite gegenüber befindet sich ein halbrunder Sitz für zwei Personen, so daß man also mit dem Gesichte nur à côté blickt. Eine besondere Bequemlichkeit oder ein größerer Vortheil dieser sonderbaren Form, deren Anwendung wir bis in die Genfer Gegend fanden, war nicht zu erspähen.

Ein schöner sternefunkelnder Abend hatte sich über die Natur gebreitet. Lieblich erfrischende Kühlung folgte der Hitze des Tages. Der zwar angenehme aber fast zu auffallende Wechsel der Temperatur nöthigte uns die Mäntel umzuhängen und sie waren uns durchaus nicht überflüssig. Nach 10 Uhr Abends langten wir in Martigny an und schlossen in dem Gasthofe zur Post mit einem kurzen Nachtessen den großen Inhalt dieses Tages. Wir fanden gute Betten und unser Schlaf war, wie leicht zu erachten, ein vorzüglicher.

Martigny — deutsch Martinach — hat 900 Bewohner und ist der Knotenpunkt zwischen den Straßen nach dem Genfer See, nach dem St. Bernhard und dem Simplon so wie der Pässe nach Chamouny.

Am Freitage, den 23. Juli früh 8 Uhr traten wir die Reise nach Chamouny über den Col de Balme an. Es giebt von Martigny zwei Wege nach dem Chamouny-Thale. Der eine über den Tête noir, der andere über den Col de Balme. Beide sind nur zu Fuß oder mit Mauleseln zurückzulegen. Der Weg über den Col de Balme ist der ungleich beschwerlichere, weil die Höhe dieses Passes nicht nur viel bedeutender als die des Tête noir ist, sondern sich auch weit steiler emporzieht. Daher schlagen die Führer und Maulthiertreiber stets lieber die Passage über den Tête noir vor. Wenn aber das Wetter schön und der Himmel so rein ist, wie an dem heutigen Tage, dann muß man, allen Rathschlägen entgegen, den Weg über den Col de Balme wählen und zwar deshalb, weil man von diesem aus sogleich den ausgedehntesten und vollständigsten Ueberblick über das Chamouny-Thal und das ganze Mont Blanc-Gebirge erhält. Dieser uns schon bekannt gewesene Grund leitete uns über den Col de Balme, für welche Tour ich für uns Beide, der geschilderten großen Beschwerlichkeit halber, Maulthiere gemiethet hatte.

Wir erreichten, bis dahin noch im Thale der Rhone geblieben, zunächst die nur eine halbe Stunde von Martigny entfernte Stadt Martigny le Bourg und durchritten dieselbe in ihrer ganzen Länge.

Martigny le Bourg mit 2500 Bewohnern liegt an dem Fuße sehr bedeutender und steiler Abhänge und wird gegen die im Frühjahre von denselben herabstürzenden Lawinen durch große und dichte Kastanienwälder, die sich an den Bergen empor rings um die Stadt ziehen, gedeckt. Uebrigens trägt hier die Vegetation ganz den Charakter einer südlichen Ueppigkeit; aber vorzugsweise sollen auch hier die traurigsten Beispiele des Cretinismus zu finden sein. Es gleicht sich die Ueppigkeit der Natur wie jedes zu volle Maas und jede Ueberfüllung, durch Nachtheile in anderer Beziehung immer wieder aus. Der Mensch wohnt gewiß nirgends mehr gesund als in den einfachen und kühleren Gegenden der nördlicheren Regionen; dagegen weht in den herrlichen Palmenwäldern der Tropenländer die heiße, feuchte, ungesundeste Luft.

Von Martigny le Bourg zieht sich plötzlich der Weg aus dem Thale auf schmalem Fußsteige nach oben; er führt an einzelnen hübschen Landhäusern und dazu gehörenden Einzäunungen vorüber. Wir waren ungefähr eine Stunde lang steil empor gestiegen, als wir durch ein drohendes Unglück, das aber, Gott sei gedankt, ohne bedeutende Folgen an uns vorüberging, in einen großen Schrecken versetzt werden sollten. Die Hitze war ganz unerträglich geworden; die Sonne warf uns von dem wolkenlosen Himmel ihre glühenden Strahlen zu; es traf uns nicht der geringste kühlende Luftzug und die Fliegen wurden für unsere Thiere gräßliche Plagegeister. Der Maulesel, den meine Frau ritt, zeigte sich schon vom Hause aus

weit unleidlicher, als der meinige. Als aber jetzt bei einer Biegung des Weges meine Gattin gegen die ihr gerade in das Gesicht scheinende Sonne den Sonnenschirm aufspannte, gerieth das Thier in einen so plötzlichen Schrecken, daß es sich hoch aufbäumte, und meine Frau wie einen Ball aus dem Sattel schleuderte. Unglücklicherweise blieb der linke, in dem Steigbügel ruhende Fuß in demselben hängen. In diesem Momente konnte sich für uns Fürchterliches ereignen. Gleichzeitig hatte aber der Führer, das Thier festhaltend, meine Frau erfaßt und aus dem Bügel befreit, ich aber war gleichzeitig, von meinem Thiere herabspringend, hinzugeeilt. Außer einem kleinen Schmerze am Fuße, den meine Frau aber noch Wochenlang fühlte, war Alles, bis auf den nicht unbedeutenden Schrecken, glücklich mit Gottes Hülfe abgegangen. Ich ließ sofort die Maulthiere gegenseitig umsatteln und nahm das meiner Frau, ihr mein ruhigeres gebend. Es ist uns hierauf in dieser Beziehung auch nichts Weiteres begegnet.

Wir erreichten, nachdem wir oft den Blick in das herrliche Rhonethal, das man von hier aus in seiner weitesten Länge überschaut, und das uns zum Abschiede noch seine volle Pracht zeigte, zurückgeworfen hatten, den Col de Forclas. (5180 Fuß hoch.) Hier ist der letzte Schweizerort. Es war gerade 12 Uhr, als wir ihn erreicht hatten. Eine bedeutende Fernsicht hat man hier nicht, weil man sich mitten zwischen weit höheren Bergen befindet.

Der Weg zieht sich von dem Col de Forclas

wieder eine kleine halbe Stunde bergab. Dann aber, nach Ueberschreitung eines Bergbaches, geht er zwei volle Stunden bis auf den Col de Balme so entschieden steil empor, daß mir die Abneigung der Führer gegen diese Route vollkommen erklärlich wurde. Unausgesetzt stiegen wir im Zickzack die fast senkrecht steile Bergwand empor. Mir war es bei der sengenden Hitze des Tages allerdings sehr angenehm, daß ich diesen Weg nicht zu Fuße zu erklimmen hatte, vergoß ich doch ohnehin noch so manchen Schweißtropfen! Unser Führer mußte aber eine Lunge von Eisen haben. Fing der Mensch während des heftigsten Steigens plötzlich zu jodeln an, um uns den Wiederhall eines Echo hören zu lassen. Es war aber auch eine breitbrustige, gedrungene Figur, wie sie sein muß, um ihr den kerngesunden Menschen anzusehen.

Nach 2 Uhr näherten wir uns dem Häuschen, das auf dem Col de Balme steht. Das Herz klopfte mir in Entzücken, denn nur noch wenige Schritte, und wir sollten den höchsten Berg Europa's, den Mont Blanc in der Nähe, unmittelbar vor uns sehen! Als wir dem Häuschen so nahe gekommen, daß wir über den Rücken des Berges hinweg nach der andern Seite hinblicken konnten, da griff doch, trotz aller Müdigkeit und Abspannung das Erstaunen, die Bewunderung tief mächtig in unsere Seele. Allgewaltig, unvergleichlich rollte sich das große erhabene Bild vor unseren entzückten Augen auf. Tief unten lag, nach seiner Länge von uns weg ausgedehnt, das Chamouny-Thal; auf beiden Seiten und noch weit

über unseren Standpunkt empor, ragten die ungeheuren Gebirge; vor Allem aber auf der linken Seite das Gebirge des Mont-Blanc, so klar, so rein, so wundervoll, daß uns selbst der Führer zu diesem, nur selten so vollkommenen Anblicke Glück wünschte. Die Höhen und Nadeln, diese spitzen fürchterlichen Felsensäulen des Mont-Blanc-Gebirges, die wir erst später noch genauer kennen lernen sollten, lagen wie auf einem prachtvollen Gemälde vor uns, aber sofort fühlte das Auge den König der Riesen, den eigentlichen Mont-Blanc-Gipfel heraus. Dort lag er in erhabener ernster Majestät, und wie alle seine nächsten hohen Würdenträger, umhüllt mit dem, wie Atlas glänzenden, aus ewigem Schnee gewirkten Fürstenmantel, von welchem als Zeichen des Herrscherschmuckes die zahlreichen Gletscher gleich Schleppen bis tief in das Thal herunter hingen. Welches Bild war vor uns entfaltet! Alle Gefühle verloren sich in dem einen, in dem einer sprachlosen Entzückung! —

Aber auch der herrlichste Augenblick muß nach sich einem neuen Augenblicke Raum geben, der etwas Anderes, oft etwas recht Geringes bringt. Der Mensch lebt durch den Wechsel der Augenblicke. Wir hatten lange geschwelgt in dem Genusse jenes prachtvollen großen Eindruckes, aber zuletzt traten wir doch in das kleine Haus und genossen etwas „gekochten Kälberbraten". Mit dem Ausdrucke „gekochten Kälberbraten" kann ich dieses merkwürdige Erzeugniß Col de Balm'scher Kochkunst gewiß am deutlichsten bezeichnen. Es gehörte wirklicher Appetit dazu, dieses trockne,

zähe Bratenfleisch zu essen, doch man muß in eine Höhe von 7090 Fuß, in welcher wir uns befanden, keine Ansprüche mit heraufbringen. Als trinkbar durfte aber dessenungeachtet ein Wein zu sechs Francs die Flasche wohl verlangt werden; wir konnten aber nur davon kosten, weil wir ihn stehen lassen mußten.*)

Bald zog es uns wieder in das Freie hinaus. Es war heute eine so ausgewählt vortreffliche Witterung, daß selbst von den hier oben fast immer wehenden scharfen Winden, die häufig sturmartig von dem Mont-Blanc herabtoben, nicht die geringste Spur vorhanden war und uns in dem Genusse des Schauens störte. Frei schweifte das Auge vorwärts nach dem Chamouny-Thale, zurück nach dem Walliserlande, und auf beiden Seiten nach den ehrwürdigen hohen Häuptern der Schweizer und Savoyschen Gebirge.

Schon während des Heraufreitens nach dem Col de Balme hatte meine Frau ein großes Kreuz bemerkt, das, in scheinbar nicht bedeutender Entfernung von dem Hospiz, auf einer noch etwas weiter emporragenden Höhe errichtet war und uns damals nach der rechten Seite hin lag. Es befand sich, wie wir später genauer sahen, auf dem Gipfel eines, nach der östlichen Gegend, also nach dem Wallisertthale hin

*) Der Wirth des Col de Balme hat nach Zeitungsnachrichten einige Monate später mit seinem Sohne auf dem Glacier d'Argentière bei der Murmelthierjagd, das Leben eingebüßt. Ein Beweis, wie gefahrvoll immer die Wanderung über Gletscher ist, wenn selbst Einheimische und daran Gewöhnte und wie oft verunglücken.

vorspringenden Felsens. Das auf dieser natürlichen Warte befindliche Kreuz war von Eisen. Der Führer hatte meiner Frau auf ihr Befragen mitgetheilt, daß man mit dem Kreuze den Punkt einer vortrefflichen Aussicht, namentlich nach der Seite der Schweiz hin, bezeichnet habe. Wir waren daher schnell entschlossen, die Aiguille du Croix de fer, so hieß jener Vorsprung, nach dem Mittagessen zu besuchen, denn das Kreuz sollte ja nur eine halbe Stunde von dem Hospiz entfernt sein. Also ein Besuch en passant! Man wird jetzt die uns in Folge dieses Planes gewordenen Täuschungen vernehmen, welche inclusive Mittagessen begannen und mit berechneten zwei halben Stunden Hin- und Herweges noch nicht aufhörten, und daraus wieder einmal ersehen, wie man sich auf der Reise in Bezug auf Entfernung, Zeit und Empfehlung irren kann. Doch immerhin, auch der Ausflug nach der Aiguille du Croix gehört zu den vielen interessanten Momenten unserer Reise.

Ein kleiner Fußsteig scheint von dem Hause weg so sanft nach dem Kreuze empor zu steigen, daß man dort hinauf ohne die geringste Beschwerde zu gelangen hofft. Der Weg geht mäßig steil über einen dichten, aber kurzen und niedrigen Graswuchs, zwischen welchem die herrlichsten Alpenblumen blühten. Nach etwa 200 Schritten standen wir plötzlich an dem Rande einer vorher durchaus nicht zu bemerken gewesenen steilen und tiefen Schlucht, in welcher sich eine alte Schneemasse, ungenirt durch Sonne und Wärme wohl befand. Theilweise unter dem Schnee,

theilweise bloß gelegt, stürzte, wie in allen Schluchten der Berge, Wasser herab. Das war ein schlechter Uebergang! Es konnte jedoch nichts helfen; wir mußten hinunter und dann an der andern Seite wieder hinauf klettern. Damit verging aber eine sehr große Zeit, von der Mühseligkeit gar nicht zu sprechen, denn das kurze Gras an den steilen Abhängen war so glatt, daß man sich, noch so kräftig auf den Stock gestützt, doch nur mit größter Vorsicht und sehr langsam fortbewegen konnte, um nicht auszugleiten. Zum Ueberflusse wiederholte sich ganz dasselbe Stück in ganz derselben Weise, ebenso vorher unerwartet, ebenso beschwerlich, noch einmal. Aber auch das wurde überwunden, und das Kreuz schien uns jetzt wirklich bei jedem Schritte näher zu kommen. Der Weg zog sich nunmehr auf einem, sich aus dem Berge gleichsam heraushebenden, immer schmaler werdenden Felsenrücken empor, der eben in der Spitze zu enden schien, auf welcher das Kreuz errichtet war. Wir befanden uns jetzt auf nacktem Gesteine. Meiner Frau schien aber die Sache etwas unangenehm, in jedem Falle aber zu beschwerlich zu werden; und da sie zumal schon von hier aus eine herrliche Aussicht nach allen Himmelsgegenden hatte, ließ sie sich auf einem, ihr zur Bank dienenden Steine nieder, und beschloß, so meine Rückkehr ruhig zu erwarten. Mir redete der Führer und mein Auge zu, die jetzt gar nicht mehr große Entfernung bis an das Kreuz noch zurückzulegen. Ich eilte mit dem Führer vorwärts, aber wir mochten höchstens ein paar hundert Schritte wei-

ter gegangen sein, als plötzlich jeder Weg ein Ende hatte. Vor uns, kaum noch funfzig Schritte entfernt, stand auf seiner Felsenspitze ruhig das Kreuz, aber bis zu dieser Felsenspitze führte nur noch eine schmale Felsenkante, an deren beiden Seiten die unermeßlichsten Abgründe hinunterhingen. Nur durch diese Kante hing die Nadel des Kreuzes mit unserem Standpunkte und überhaupt mit dem Berge zusammen. Um an das Kreuz hinüber zu gelangen, muß man sich mit dem rechten Arme — denn man ist auf der linken Seite der Wand — fest auf diese, oben kaum eine viertel Elle breite Felsenmauer hängen, indem man mit der Hand auf die andere Seite hinübergreift und hierdurch den Körper mit dem Oberarme sicher stützt. Die Füße finden dann an dem uneben zerklüfteten Felsen Raum genug, um sich stets irgendwo aufzustemmen und mit dem auch nicht unthätig bleibenden linken Arme eine zweite Stütze zu bilden. So schiebt man sich langsam hinüber! Man denke sich diese Bewegung möglichst lebhaft! — Dann aber und drüben angelangt hört jede Gefahr auf, denn es findet sich an dem Kreuze hinreichender Raum, um ohne alle Furcht stehen zu können. Der ganze, höchstens 40 Ellen lange Uebergang ist deshalb aber so höchst schwierig auszuführen, weil das Auge unwillkührlich in die dicht unter den Füßen hängenden, fürchterlichsten Abgründe hinunterblicken muß. Der Führer bewegte sich vor mir, ich mich dicht hinter ihm. Ich leide nicht im Geringsten am Schwindel, und habe davon vielfache Proben abgelegt. Hier jedoch drang

sich mir, als wir ungefähr die Hälfte dieses Weges überstanden hatten, durch die ewig geschäftige Phantasie plötzlich der Gedanke auf: aber wie willst Du wieder zurückkommen! Kaum hatte ich das gedacht, so sank mein Auge tief, tief an den senkrechten Felsenwänden hinunter, die Gefahr recht vorsätzlich aufsuchend. Der Abgrund ist hier ungeheuer; die Umrisse unter mir zitterten und die Masse der Gegenstände schwammen in einander. Jetzt schauderte mir, und ich arbeitete förmlich an der Möglichkeit, wie leicht hier Arm oder Fuß straucheln könne. Ich mußte meine ganze Kraft zusammenraffen, um mich noch festzuhalten. Ich faßte mit der ganzen Stärke der Muskeln. Das waren die Vorboten eines nahenden Schwindels; aber ich fühlte es klar, daß der verloren ist, den hier der Schwindel packt. Der Führer, der recht wohl sehen mochte, daß ich etwas schwankte, versuchte mir zuzureden, indem er meinte, daß wir nur noch ein paar Schritte zu thun hätten, daß wir sogleich an dem Kreuze wären; ich aber dachte jetzt lebhaft an meine Frau, die meiner harrte, an meine Kinder zu Hause, und — ich kehrte um. Der Führer, natürlich an derartige Wege mehr gewöhnt, unterstützte mich so gut er konnte und brachte mich glücklich wieder von diesem Felsensattel herunter auf festen Boden. Ich gelangte zwar damit auf noch keine Rosenbahn, aber dennoch war jetzt die Gefahr vorüber. Meine Hände bluteten aus einer Menge leichter Wunden, die mir die Felsensplittern bei dem starken Zugreifen gerissen hatten. Ich aber dankte Gott, daß ich glücklich wie-

der auf meinen Füßen stand! Kam mir später auch darüber eine kleine ärgerliche Empfindung, daß ich noch umgekehrt war, als ich dem Ziele so ganz nahe gewesen, so tröstete mich auf der andern Seite doch der Gedanke, daß ich einem leicht möglichen Unglücke entgangen war und im Ganzen wohl kaum einen sehr fühlbaren Verlust an der Aussicht gehabt hatte. Von meinem jetzigen gesicherten Standpunkte hatte ich gewiß ziemlich denselben ausgedehnten Blick nach Wallis und den Schweizer Hochalpen, wie von der Aiguille du Croix selbst; der ganze Unterschied bestand doch nur darinnen, daß das Kreuz einige Fuß höher lag und etwas weiter vorgeschoben war. Die Aussicht nach Wallis hinüber ist wahrhaft großartig; überhaupt gestattet dieser Standpunkt in die ganze östliche Himmelsgegend einen weit umfassenderen Blick, als man von dem Hospiz selbst hat; von dem letzteren aus liegt dagegen das reizende Chamouny-Thal, das man hier nicht sehen kann, vor unseren Augen. Den Rahmen des herrlichen Gemäldes, das aber hier vor mir lag, formen, in weitester Ferne eines gewaltigen Hintergrundes die Berner Hochalpen und die sich von diesen auf beiden Seiten bis in den Vordergrund wegziehenden Bergketten, deren von dem Beschauer aus rechte Kette durch die italienischen Grenzgebirge, die linke durch die Schweizer Alpen gebildet wird. In der Mitte zwischen allen diesen Bergmassen liegt tief unter unseren Füßen und weit ausgespannt das herrliche reiche Rhonethal, das wir in einer sehr bedeutenden Länge übersehen; in lieblichen, mäandrischen

Windungen zieht sich, ein glänzender Silberstreifen, der Fluß durch dasselbe. Wie die auf ein Stück grünen Sammet ausgestreueten bunten Perlen, liegen, von dieser Höhe gesehen und hellleuchtend in den Sonnenstrahlen, die unzähligen Ortschaften des Thales. Mein Auge schöpfte Ambrosia aus dem großen Bilde und verdrängte die letzten Spuren der von mir eben überstandenen Angstmomente. Ich gestattete mir indessen nur einen kurzen Genuß, denn es trieb mich doch nach Allem, was mir begegnet, lebhafter zu meiner Frau zurück. Aber recht deutlich hatte ich es jetzt erkannt, welchen ungeheuren Einfluß auf den Menschen der Gedanke ausübt. Ich habe nie das Gefühl eines Schwindels oder einer Ohnmacht gekannt; meine Nerven sind gestählt; und hier brachte mir jenes Gefühl ein ganz kleiner, plötzlich in mir aufsteigender Gedanke. Der Gedanke ist das Wort der Einbildungskraft, das in eine Form gebrachte Gefühl, er tyrannisirt, erhebt und erniedrigt, begeistert und verwirrt den Menschen. Warum würdest du sicherer über den Felsensattel nach dem Kreuze gleiten, wenn du sähest, daß zwei Fuß unter dir ein fester Boden läge! Du brauchst diesen nicht zu berühren, er braucht dir als Stütze nicht zu helfen; dein Weg ist ganz derselbe, wie der oben beschriebene; aber du gehst jetzt leicht und sicher hinüber, über dieselbe Felsenklippe, welche dich straucheln zu lassen droht, wenn dir der Gedanke eine bange Möglichkeit einflüstert und deine Sinne umspinnt.

Ich erreichte bald meine mich schon etwas ängst-

lich erwartende Frau. Als ich ihr eine Beschreibung meiner Wanderung gegeben hatte, waren wir beide doch recht froh, wieder zusammen zu sein. In der Nähe der Stelle, auf welcher meine Frau meiner geharrt hatte, blühten in herrlichster Fülle die balsamisch riechenden Alpenblumen; es zeichnete sich unter ihnen besonders ein Zwiebelgewächs (Nigritella angustifolia, wie ich den Namen in einem Herbarium der Alpenpflanzen fand) durch ein überaus köstliches gewürzhaftes Aroma aus. Einen schönen Strauß pflückend, waren wir langsam bis an die tiefen, den Weg versperrenden Schluchten gekommen; wir durchkletterten sie; sie erschienen mir jedoch bei Weitem nicht mehr so unbequem, als vorher, weil ihre Bewältigung doch nur ein Kinderspiel gegen den Weg nach der Nadel oben war. Glücklich erreichten wir das Hospiz wieder.

Wegen der großen Steilheit des Col de Balme nach dem Chamouny-Thale hinunter mußten wir die $1^1/_2$ Stunden Weges bis zu dem Village du Tour zu Fuße gehen. Bei aller Vorsicht sind wir auf dieser Strecke und auf dem kurzen glatten Rasen oft genug ausgeglitten, doch ist hierbei nirgends eine Gefahr, da man, den Berg mitten in seiner Breite gerade herabsteigend, weder von Abgründen noch großen Beschwerlichkeiten bedroht ist. Die Maulthiere wurden uns nachgeführt. Wir waren $3^3/_4$ Uhr aufgebrochen. Der Weg ist, wie schon erwähnt, durchaus kahl; nur hier und da finden sich einige Sträucher der Alpenrose; aber einen desto größeren Reichthum entfalten

hier die kleineren Pflanzen der Alpen, diese niedlichsten Kinder in der großartigsten Natur. Die herrlichen, an Farbe wie an Geruch gleich prachtvollen Blumen nickten uns mit ihren heiteren Sternchen und Glöckchen zu und wer sollte sich ihres Anblickes nicht aus voller Seele freuen! Es begegnete uns ein Reisender, übrigens der einzige, den wir auf dem ganzen Herunterwege von dem Col de Balme antrafen; es war ein schon bejahrter freundlicher Mann, der in Schweiß gebadet den Berg heraufstieg. Er trat auf uns ganz entzückt mit einigen der kleinen tiefblauen Sternblumen zu, (Gentiana bavarica wurden sie mir genannt; sie blühten weiter oben in großer Anzahl und entfalten in ihrer Farbe eine Fülle und Pracht, wie ich sie gleich zart in der Pflanzenwelt noch niemals gesehen habe) und rief uns freudig entgegen: „Ah, Monsieur et Madame, regardez ces fleurs, qu'elles sont belles, bleues comme le ciel! Y a-t-il quelque chose de plus magnifique! Und fürwahr, der Mann, der sich über jene kleinen Blumen freute, hat Recht. Auch in dem Kleinen liegt das Große! Jene Blumen gab uns dieselbe Hand, welche dort die Gebirge und die Gletscher hinstellte, und der große Geist der Welt ist durch die Erschaffung der in fürchterlicher Majestät prangenden Felsenmonumente ebenso bewunderungswürdig und über alle Begriffe erhaben, wie durch die Erweckung der kleinen wunderherrlichen Blume. — Der alte Mann hatte mir mit seiner herzlichen Natürlichkeit recht wohl gethan. —

Die Aussicht in die Fernen des Thales verlor zwar an ihrer Ausdehnung, als wir tiefer kamen; dagegen schienen die Berge immer höher zu wachsen. Vor Allem zog der, uns zur Linken liegende südliche Gebirgszug unsere Blicke auf sich. Alle seine Trabanten überragte der Mont-Blanc (14772 Fuß hoch); zunächst uns lag die spitze ungeheure Aiguille Verte (12,072 Fuß). Auf der entgegengesetzten, uns zur Rechten sich befindlichen Seite lugten die Aiguilles Rouges über eine furchtbare, sich bis in das Thal senkrecht glatt hinunterziehende Felsenwand herab. Welche ungeheure Schneemassen breiten sich über alle diese Berge, deren Höhen und Spitzen das Chamouny-Thal umringen. Wie herrlich Alles im Ganzen, wie herrlich im Einzelnen! Und den Genuß dieses großen wundervollen Bildes bot uns ein freundliches Geschick in dem Festschmucke des günstigsten, heitersten Wetters!

Gegen 6 Uhr kamen wir an dem Village du Tour, dem ersten savoyschen Dorfe, an. Bis dicht an dieses sehr ärmliche Dorf zieht sich der große Glacier du Tour und bedroht dasselbe durch sein fortgesetztes Wachsen mit einem über lang oder kurz bevorstehenden gänzlichen Untergange. Ueberhaupt ist das kleine dürftige Oertchen in einer traurigen Lage. Es befindet sich noch 4272 Fuß über den Meere und ist dabei der Sammelplatz der wilden von den Mont-Blanc-Höhen herabjagenden Stürme, die sich hier an dem Col de Balme brechen. Kein Baum kann in der Nähe des Dorfes wurzeln und wachsen; selbst die

Viehtriften sind hier steiniger und unergiebiger als unweit davon. —

Wir hatten uns auf eine natürliche Steinbank niedergelassen um die Maulthiere zu erwarten, weil wir dieselben nunmehr wieder besteigen wollten. Geht auch der Weg noch weiterhin immer bergab, so läuft er doch durchaus nicht mehr so steil, wie bisher, und es war nicht nöthig, ferner zu Fuße zu gehen. Als wir nun da saßen und den gewaltigen Gletscher vor uns betrachteten, traten neugierig ein paar kleine Bauermädchen, hübsche Kinder von vielleicht 4 bis 6 Jahren zu uns heran. Ich frug sie nach dem Namen ihres Dorfes und erhielt die aus dem Munde der kleinen Kinder sauber und äußerst niedlich klingende Antwort: „C'est le village du Tour, Monsieur!" Unwillkührlich fiel mir die Anekdote ein, nach welcher sich Jemand auf einer Reise durch Frankreich ganz besonders darüber gewundert hatte, daß dort schon die kleinsten Kinder französisch sprechen könnten. Für den Fremden ist es allerdings auffallend, schon von so kleinen Kindern das Französische mit dem reinsten Accent und durchaus fließend sprechen zu hören. Aber es ist das Eigenthümliche dieser Sprache, daß sie selbst in dem Munde der ungebildeten Classen nie so gemein herabgezogen werden kann, wie leider zumeist das Deutsche. Ich habe aber überdem auch gefunden, daß man ganz besonders in dem Chamouny-Thale sehr elegant und rein spricht.

Nach Verlauf einer Stunde gelangten wir an das Village d'Argentière. Hier ist die Umgebung

wieder ganz heiter und fruchtbar; die kräftigsten Fichten umringen das Dorf. Von der Höhe des Mont-Blanc-Gebirges zieht sich auch bis dicht an diesen Ort, wie vorher an das Dorf du Tour ein ungeheurer Gletscher. Es ist der Glacier d'Argentière, der oft besucht wird, weil sich an seinem Rande einige Stunden weit ein leicht besteigbarer Pfad emporzieht. In dem Dorfe d'Argentière befindet sich die Savoysche Douane; ihre Beamten sind aber sehr nachsichtig, denn sie können natürlich sicher voraussetzen, daß die hier nur aus dem Wallis über Col de Balme oder Tête noir (diese letztere Route hatte sich zwischen hier und dem Village du Tour bereits wieder mit unsrem Wege vereinigt;) ankommenden Reisenden füglich nicht wohl Contrebande mit sich führen werden. Nur die Pässe werden hier visirt. Beiläufig sei erwähnt, daß für die auf dieser Route nach Sardinien eintretenden Personen kein Gesandtschaftsvisum in den Pässen nöthig ist, wie z. B. auf der Seite von Genf her. — Als wir vor dem Zollgebäude hielten, blieben wir ruhig auf unsren Maulthieren sitzen; der Führer trug den Paß in das Haus; Niemand kam heraus, um unsre Personen zu recognosciren, und die ganze Scene endete damit, daß ich durch das erlangte Visum sonderbarerweise, zum ersten und einzigen Male daran erinnert wurde, auf dem Boden Italiens zu stehen. Indessen war auch diese Erinnerung eine nur unvollkommene, denn der aufgedruckte italienische Stempel war mit der Pseudolandessprache, dem Französischen ausgefüllt:

Stazione di . . Argentière
Buono per . . entrer dans les Etats sardes.
Argentière, le 23. Juillet 1852.

Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten, daß hier auf italienischem Grund und Boden Alles, Jung und Alt, blos französisch spricht und versteht und sich nur ganz einzelne Personen finden, die als hier geborene Italiener ihre eigene Landessprache sprechen oder selbst nur verstehen können. Läßt sich nicht aus dem Vorwärtsdringen, aus dem Umsichgreifen einer Sprache auf deren mächtigere und größere Nation schließen, während man im Gegensatze aus dem Verdrängtwerden einer Sprache, aus deren Absterben in den Grenztheilen ihres eignen Landes wohl mit ziemlicher Bestimmtheit Schwäche und Zerstückelung der stamm= und sprachverwandten Völker erkennen dürfte? —

Von Argentière aus ist der Weg fahrbar und bedient man sich zu dem Fortkommen der kleinen chars à banc. Wir behielten jedoch unsere in Folge der Ermüdung sehr ruhig gewordenen Maulthiere, denn wenn wir auch mit dem Wagen Chamouny früher erreicht hätten, so drängte uns doch nichts, und Weg und Abend waren reizend. Man rechnet von Argentière bis Chamouny noch zwei Stuuden; der Weg geht aber fast immer eben im Thale weiter. Die Arve schäumte an unsrer Seite mit der athemlosen Hast, die nur ein Gebirgswasser haben kann. Die Aussicht nach den Höhen blieb in gleicher unbeschreiblicher Herrlichkeit. Die unteren Berge auf beiden Seiten

sind mit kräftigem Holze bedeckt; über die südlichen uns zur Linken liegenden Vorberge ragen in ungeheurer Weite die, ewigen Schnee tragenden Höhen des Mont-Blanc und seiner Nachbarriesen empor. — Wir kamen wieder an einen großen Gletscher, der, wie alle Gletscher in dem Chamouny-Thale von dem Mont-Blanc-Gebirge herunter kommt, und sich also jetzt auf unserer linken Seite befand. Es ist der Bekannteste und Besuchteste unter allen, der Glacier des Bois. Er zieht sich an der östlichen Seite des Montenvers bis in unser Thal herunter; von der Höhe des Montenvers weiter nach oben, dem Hochgebirge zu, trägt er den berühmten Namen des Mer de Glace. Gewiß besucht fast jeder Fremde, der in Chamouny ist, den Montenvers, um von der Höhe desselben das Eismeer wenigstens zu sehen.

Der Hauch der Dämmerung begann auf leisem Fittige durch das Thal zu ziehen, und der in seltener Pracht und Reinheit aufsteigende Abend bot uns jetzt als Schlußblüthe in den reichen Kranz des Tages einen Genuß, der mein Herz noch heute, während ich dieses niederschreibe, mit Entzücken und Andacht erfüllt. Unser Weg lag auf dem rechten Ufer der Arve, dicht an den das Thal nördlicherseits einfassenden Bergen und bot deshalb die Hauptaussicht nach den etwas ferner stehenden südlichen Höhenmassen, nach dem in vollendeter Herrlichkeit ausgebreiteten Mont-Blanc-Gebirge. Die Strahlen der Sonne beleuchteten noch hell die ungeheuren Schneebreiten. Bis dort hinauf war der Abend noch nicht gedrungen. Feierlich und

ruhig wie die Erde, lag auch die Luft. Nur die Arve brauste und erhob in ihrer Sprache gleichfalls den allgewaltigen Weltgeist, zu dessen Ehre der Abend jetzt das Hochamt abhielt. Sonst blieb es still und feierlich. Die kleineren Berge gingen schlafen. — In Chamouny hatte man sich das Vergnügen gemacht, einen Luftballon steigen zu lassen. Da er vor uns, aus der Mitte des Thales heraus und bei der Ruhe der Luft kerzengerade empor schwebte, so schien es, weil wir blos den blauen Himmel als seine Folie sahen, dem getäuschten Auge, als wolle der Ballon die Höhe des Mont-Blanc übersteigen. Das war der Wettstreit des Pygmäen mit dem Giganten! Aber kommt nicht viele Täuschung im Leben auf gleiche und ähnliche Weise! Betrachtet man deshalb nicht Manches falsch, weil es uns die Umstände falsch erscheinen lassen? Unser Führer glaubte fest, daß der Luftballon schon weit höher geflogen sei, als das Gebirge hinauf reiche; und wenn jetzt Jemand auf dem Mont-Blanc stehen sollte, würde er den noch so tief unter seinen Füßen gebliebenen Ballon nur erkannt haben? —

Das Thal wurde finster; die kleineren Berge waren dunkel; aber oben, wo der Mont-Blanc sich in seine weißen Schleier hüllt, dort konnte das Auge noch das Zwiegespräch hören, das der König der Berge mit der sinkenden Sonne hielt und alle die gewaltigen Seinen horchten darauf und leuchteten glühend roth dazu. Aber eine Fackel nach der andern erlosch, und die Colosse starrten nur noch wie dunkele

Wolken herab. Blos seine Vertrautesten, die ihm an Würde und Macht Nächsten, blieben wach, bis der Berge-Beherrscher allein sein wollte, um der Sonne den letzten Abschiedsgruß ohne Zeugen zu geben. Da legte auch jene ihre Leuchten nieder. Und erhaben, in zauberhafter herrlicher Größe stand er da, er allein! Aber als es dann war, daß auch er sich neigen wollte, da drückte die Sonne ihren letzten Feuerkuß auf seine Stirne, und wie sie ihm „gute Nacht" sagte, da hatte auch er sein Haupt in den Schleier der Dunkelheit gehüllt. — Es war ein reizendes Mährchen, das uns die Natur erzählte. —

Die Sichel des Mondes wachte jetzt über dem Thale und wob einen Silberduft durch den Abend, und die Sterne begannen zu glitzern und zu funkeln.

Wir hatten längst die Maulthiere verlassen und wandelten zu Fuße. Ich werde diesen Weg nie vergessen!

Gegen 9 Uhr kamen wir in Chamouny an. Wir freuten uns, sofort ein Zimmer in dem guten Hôtel de l'Union zu finden. War es auch nach Norden zu gelegen, so wurde uns doch für den nächsten Tag ein anderes nach der entgegengesetzten, wegen der Mont-Blanc-Aussicht stets vorzugsweise gesuchten Seite versprochen.

Golden strahlte die Sonne des 24. Juli von dem reinsten blauen Firmamente hernieder. Ein Morgen war angebrochen, der zu den schönsten zählte, welche der Himmel für die Erde hat. Er war angebrochen in vollendeter Pracht und Herrlichkeit. Dieser

und der Morgen auf der Wängeralp waren die zwei köstlichsten Edelsteine unserer Reise.

Wir hatten für Chamouny und dessen nächste Umgebungen einen Aufenthalt von zwei vollen Tagen bestimmt, so daß wir erst am Montage — heute war Sonnabend — nach Genf weiter reisen wollten. Unwiderstehlich und vor Allem zog meine Frau und mich das Mer de Glace an, und so war es natürlich, daß wir sogleich unsren ersten Ausflug dorthin bestimmten, zu welchem Zwecke ich für früh 8 Uhr einen Führer und für meine Frau ein Maulthier bestellt hatte. Der Führer, den man uns bestimmt hatte, Joseph Deoussoux aus Chamouny, war ein schöner junger Mann mit den gewandtesten Manieren; er sprach und verstand zwar nur französisch, drückte sich aber in dieser Sprache vollkommen elegant aus und besaß überhaupt etwas, das schnell und ganz für ihn einnahm. Als er, bevor wir uns in Bewegung setzten, hörte, daß wir zwei Tage dem Chamouny-Thale widmen, und heute zunächst nach dem Mer de Glace wollten, warf er durch einen sehr richtigen Grund meinen, freilich mehr aus Neigung als aus Sachkenntniß entworfenen Plan zusammen. Er sagte einfach zu mir: „Mein Herr das Mer de Glace bleibt Ihnen, auch wenn morgen das Wetter weniger prachtvoll sein sollte, als heute; aber heute müssen Sie die Flégère besteigen. Dort oben braucht man einen Tag wie der heutige ist, und wie sie ihn vielleicht nie wieder so schön finden werden, wenn Sie auch noch hundertmal nach Chamouny kommen sollten". Unsere

Wanderung wurde natürlich nach der Flégère gerichtet.

Die Flégère ist eine auf der Nordseite des Thales, also dem Mont-Blanc gegenüber liegende Höhe von 5724 Fuß. Sie wird von fast allen Reisenden, welche in das Chamouny-Thal kommen, besucht und zwar besonders deshalb, weil sich von ihr aus der beste und vollständigste Ueberblick auf das in seiner ganzen Breite daliegende Mont-Blanc-Gebirge darbietet. Von dem Col de Balme sieht man dasselbe mehr von der Seite, und hat dagegen das Chamouny-Thal in seiner ganzen Länge vor sich liegen; während man das Letztere von der Flégère nur in geringerer Ausdehnung sehen kann, dafür aber das Gebirge des Mont-Blanc weit näher und ausgebreiteter vor sich hat. Es wird häufig darüber gestritten, welcher dieser beiden Standpunkte den Vorzug verdiene. Lassen wir doch beiden ihre Kronen, und rathen wir nur an, das Chamouny-Thal mit seinen beiderseitigen Umgebungen von dem Col de Balme, das Mont-Blanc-Gebirge von der Flégère zu betrachten.

Dreiviertel Stunden weit mußten wir auf unsrem gestrigen Wege bis nahe an den Glacier des Bois zurückwandern. Vor dem Dorfe Praz geht ein Fußsteig von der Fahrstraße nach links hin ab; es ist der Weg nach der Flégère und nach wenigen Schritten steigt man auf ihn sofort die hier sehr steile Berglehne im andauernden Zickzacke in die Höhe. Der Führer, als er sah, wie empfindlich mich die große

Hitze drückte, rieth mir, zu meiner Erleichterung den Schweif des Maulthieres zu fassen, und dadurch mich bei dem Steigen unterstützen, respective emporziehen zu lassen. Es war das auch wirklich ein ganz praktisches Mittel und hat mir, weil Brust und Athem wesentlich dabei geschont wird, das weitere Ersteigen dieser Höhe sehr erleichtert. Das gute Maulthier kam dabei freilich am Schlechtesten weg, denn es hatte eine vermehrte Anstrengung zu überwinden; inzwischen versprach ich ihm im Stillen eine Extraration, mit welcher es später gewiß vollständig entschädigt gewesen ist. Nach Ueberwindung des ersten Drittheils von der Berghöhe, das mit seiner steinigen und kahlen Fläche den heißen Strahlen der Sonne offen und frei blosgelegt gewesen war, gelangten wir in einen hübschen frischen Wald, der uns, wenn er auch nicht sehr dicht war, dennoch etwas recht willkommene Kühlung verlieh. Er zog sich mit kurzen Unterbrechungen bis nahe an den Gipfel des Berges fort. Im Uebrigen bot uns der Weg, außer der an seinen offenen Stellen herrlichen Aussicht nach dem Mont-Blanc und dem Thale, an und für sich keine besondere Abwechselung dar. Nichts als ein paar steinerne Hütten, in welche sich die Hirten, bei entstehenden Stürmen und Unwettern flüchten, standen einsam in seiner Nähe. Gegen 11 Uhr waren wir oben an dem Hospize der Flégère.

Rein, in unendlicher Klarheit, in ihrer ganzen großen Majestät lagen die Höhen und die Schneemassen, die Felsennadeln und die Gletscher des Mont-

Blanc-Gebirges vor unseren Augen. Selbst die Gluth der heißen Mittagssonne konnte keine Trübniß erzeugen; in der feuchtesten Schlucht war nicht der geringste Dunst angesammelt und die Natur lag völlig schleierlos da. Es war ein Tag, herrlich wie der erste der Schöpfung, der Inbegriff der Schönheit. Nirgends fand sich nur die geringste Unklarheit; der leiseste Zug der Natur war rein und deutlich zu erkennen. Eine weitere Vollkommenheit ist wohl nicht möglich. Mit andachterfüllten, hoch erhobenen Herzen standen wir da, sprachlos und still; wir konnten uns nicht wegwenden von dem Bilde; die Erinnerung hat von diesen Momenten des Schauens für das ganze Leben zu zehren, und sie wird das in ihrer ehernen Tafel festhalten, was sie bewunderungswürdig und einzig geboten erhielt. Uns wird die Aussicht von der Flégère unvergeßlich bleiben! *)

---

*) Die besonders hervortretenden Gegenstände giebt das Buch: Chamouny etc. par Joseph-Marie Couttet, ancien Guide de Chamouny, Genève 1851, folgendermaßen wörtlich an:

En face: vue de la vallée et des cinq grands glaciers du Tour, d'Argentière, des Bois, des Bossons et du Taconnay, ainsi que des sept petits glaciers, le Lognant, le Pendant, le Nant Blanc, le Grepon, la Blaitière, les Pélerins, la Gria. Vue non interrompue de la Mer de Glace et des cimes voisines. L'Aiguille Verte n'est plus cachée par celle du Dru. A gauche sont l'Aiguille Blanche (11940 p.), celle d'Argentière (11424 p.) et du Tour (11858 p.) A droite de l'Aiguille du Dru, les Aiguilles de Charmoz (8538 p.), du Grepon (11298 p.), de Blaitière (11352 p.), du Plan (11268 p.), du Midi (12054 p.) et le Mont Maudit (14100 p.) précèdent le Mont Blanc. (14772 p.)

Gerade gegenüber von uns lag über dem Glacier des Bois das Mer de Glace. Von dem rechts daranstoßenden Montenvers sollten wir morgen die Pracht und Eigenthümlichkeit der Eisnatur in unmittelbarer Nähe kennen lernen. Ich weiß nicht, welches sehnsüchtige Gefühl mich immer so vorzugsweise, so unwiderstehlich nach jenem Theile des großen vor uns aufgerollten Bildes hinzog. Es muß durch das Neue, das Besondere, das Fremdartige und Majestätische erregt werden. Ich habe auch die Neigung aller Reisenden nach den Eisbergen stets vor Allem lebhaft gefunden. — Der Führer erzählte uns, daß von dem auf der Spitze des Montenvers und an dem Ufer des Eismeeres stehenden Hospize, das wir deutlich erkennen konnten, ein ausnehmend merkwürdiger Weg fünf Stunden weit auf dem Mer de Glace selbst nach einem ganz von Gletschern und Schneeflächen eingeschlossenen Orte führe, der wegen der besonderen Erscheinung von Pflanzenvegetation inmitten einer durchaus erstarrten Natur le Jardin genannt werde. Auf meine Frage, ob das Erreichen dieses Ortes mit großer Gefahr verknüpft sei, verneinte das der Führer,

qui dépasse toutes ces sommités. Puis viennent le Dôme et l'Aiguille du Goûté. Ou voit distinctement la voûte d'où sort le torrent du glacier d'Argentière et la source de l'Arveiron an pied du glacier des Bois. A l'extremité supérieure de la vallée, on distingue le Col de Balme (7086 p.) au-dessus des fontaines de l'Arve; à l'Ouest contre l'Aiguille du Goûté, les Monts Lachat (6480 p.), le Prarion (6270 p.), la Forclaz (4590 p.) et le Vaudagne (4740 p.) ferment la sortie de la vallée.

indem er meinte, daß der Weg dahin nur einige Beschwerlichkeiten verursache. Blos tüchtige Führer, und zwar für jede Person wenigstens einen Mann müsse man mitnehmen, dann fiele alle Gefahr hinweg. Er sei in dieser Saison auch bereits mit einer Dame, einer Engländerin auf dem Jardin gewesen. Hiermit war unsre Lust und durch sie der Entschluß geweckt, wenigstens den Versuch zu machen, das Mer de Glace bis zu dem Jardin zu begehen. Der Führer versprach uns noch einen ganz tüchtigen Collegen, einen Gemsenjäger, zu stellen, rieth uns aber, noch an dem heutigen Abende den Montenvers zu besteigen und daselbst zu übernachten, weil die Tour nach dem Jardin von dort immer noch einen vollen Tag koste und von Chamouny aus an demselben Tage hin und zurück nur bei einem Aufbruche lange vor Sonnenaufgang und unter übermäßiger Anstrengung zu ermöglichen sei. Auf meine ferneren Fragen, ob sich auf dem Wege nach dem Jardin ähnliche Gefährlichkeiten darböten, wie sich solche z. B. auf der letzten Strecke nach dem Kreuze auf dem Col de Balme fänden, versicherte der Führer, daß wir eine gleiche Schwierigkeit nirgends antreffen würden. Nunmehr war ich ganz beruhigt, und überließ mich ohne Sorgen dem freudigen Gefühle, einen Genuß haben zu sollen, den ich zuvor nicht einmal geahnet hatte, und etwas sehen zu sollen, dessen Erreichung schon zu den seltener vorkommenden Unternehmungen gezählt wird. Ich war dabei der festen Ueberzeugung, daß unser Führer wegen seiner Gewandtheit und Umsicht, welche Eigen-

schaften er uns schon jetzt bewiesen hatte, das vollste Vertrauen verdiente und es kümmerte mich daher auch wenig, daß ich einmal in einem Buche von einer allerdings verunglückten Reise nach dem Jardin gelesen hatte, an welche ich mich jetzt lebhaft erinnerte, die aber ihren schlimmen Erfolg lediglich dadurch fand, daß die Reisenden keine Führer mitnahmen und den Weg auf eigene Faust versuchten. Ganz besonders erfreute es mich aber, daß sich meine Frau durch nichts abschrecken ließ, die Partie mit mir zu unternehmen. Meine Augen ruheten schon jetzt mit großem Interesse auf den uns geradeüber liegenden Eismassen. Der Führer zeigte uns den morgen zu nehmenden Weg. Wir werden auf dem Eismeere ziemlich so weit vordringen, als man es von hier aus übersehen konnte. Dann aber, dort, wo die großen Felsen les grandes et les petites Jorasses scheinbar das Ende des Eises bilden, werden wir uns nach der linken Seite hin zu wenden haben; dadurch gelangen wir hinter die Aiguille du Moine und dann später an den Jardin. Die letztere Strecke ist von der Flégère aus nicht sichtbar.

Unser Führer, der bereits zweimal auf dem Gipfel des Mont-Blanc gewesen war, zeigte uns ferner den von hier aus in allen seinen Haupttheilen zu übersehenden Weg nach jener schwierig und immer nur mit Lebensgefahr zu erreichenden Höhe. Die Besteigung des Mont-Blanc erfordert zwei Tage. Man übernachtet unter dem Schutze einer großen, dachähnlich vorspringenden, und von hier aus deutlich er-

kannten Felsenmasse, les grands Mulets genannt. Der Weg aus dem Thale wird links von dem Glacier des Bossons genommen. Wenn man einige Stunden steil aufwärts gestiegen ist, muß man den fernern Weg auf dem Gletscher selbst fortsetzen. Von nun an nähern sich Gefahren der verschiedensten Art, am häufigsten durch die unter leichtem Schnee verborgenen Risse und Spalten des Eises. Um den einzelnen Mann bei dem Durchbrechen in einen den gewissen Tod bringenden Abgrund zu schützen, verbindet sich die ganze, in genügenden Zwischenräumen nach einander Schritthaltende Gesellschaft durch Seile. Dazu drohen von oben her Lawinen und Felsenstürze, durch welche schon Mancher hier verunglückt ist. Wenn man aber Alles gut und mit Glück beseitiget, so gelangt man nach einer ununterbrochenen Anstrengung gegen Abend desselben Tages, an welchem man früh von Chamouny aufgebrochen war, an den Ort, der sich am Besten zu einem Nachtlager eignet, an die grands Mulets. Man befindet sich hier auf einer plate-forme von 5 Fuß Breite und ungefähr 20 Fuß Länge, welche aber durch überhängende Felsen gegen Lawinen vollkommen gedeckt ist. Hier ruht man an einem durch abwechselnd Wachende unterhaltenen Feuer, so gut als es Ort und Umstände mit sich bringen. Am andern Morgen muß man zeitig, jedenfalls noch vor 3 Uhr aufbrechen. Man betritt zunächst den Glacier du Taconnay und nimmt damit die Richtung nach dem Dôme du Gouté. Jetzt hat man viel mit den bedeutend aufgehäuften Schneemassen zu kämpfen.

Gleichzeitig stellt sich bei der nunmehr erreichten Höhe von 12000 Fuß ein neuer großer Uebelstand durch die starke Verdünnung der Luft ein. Das Athmen wird schwieriger; der Puls geht fieberhaft kürzer; man verliert den Appetit und bekommt dagegen einen brennenden Durst. Zu allen diesen Beklemmungen gesellt sich eine gewaltige Neigung zum Schlafe, die man aber vor allen Dingen unterdrücken muß, weil man sonst unrettbar verloren ist. Der Himmel erscheint dem Auge dunkler; das heitere klare Blau über uns verliert sich, weil das Fluidum des Lichtes abnimmt. Alles das wirkt beängstigend. Die petits Mulets sind die letzten freien Felsengruppen, welche man antrifft. Hierauf erreicht man ohne besondere weitere Schwierigkeiten den Gipfel des Mont-Blanc und steht, 14,772 Fuß über dem Meere, auf dem höchsten Punkte unseres Welttheiles. Man trifft oben eine kleine ebene Fläche, welche ungefähr 200 Schritte im Umkreise mißt. Der Standpunkt selbst ist so ungeheuer hoch, daß der Genuß der Umsicht nicht so schön als erwartet sein kann, und in Verbindung mit den erwähnten Uebelständen und im Verhältnisse zu den vielen Gefahren wenig belohnen soll. Man durchmißt zwar mit dem Auge einen Gesichtskreis von 60 lieues; doch lassen sich die Gegenstände nur in großen Gruppen und Massen auffassen und das Einzelne verschwindet. — Den Rückweg nach Chamouny bewerkstelligt man über ganz genau dieselbe Strecke, die man heraufnahm und trifft, wenn Alles glücklich

vorübergegangen, in den Abendstunden an den Stätten der Menschen wieder ein.*)

Mit Hülfe meines trefflichen Fernglases und unter den Erläuterungen unsres wackeren Führers hatten wir von dem sicheren Standpunkte vor dem Hospize der Flégère die Ascension auf den Mont-Blanc in der angenehmsten Weise ermöglicht, und gestanden uns, daß wir vorläufig die Betrachtung des Berges als hinreichenden Ersatz für seine Besteigung annehmen wollten, wenn wir auch zugaben, daß der heutige vollkommen reine Tag der vorzüglichsten einer für die Reise nach der Mont-Blanc-Spitze sein müsse.

Noch einmal ließen wir das Auge über das ganze wundervolle Gesammtbild gleiten; dann rissen wir uns schnell gewaltsam los. Nach 12 Uhr, bei fürchterlichster Gluthhitze stiegen wir von der Flégère wieder hinab in das Thal der Arve. Ich war schneller unten angelangt, als meine Frau mit ihrem Maulthiere. Auf einem Steine sitzend und meinen Schweiß von der Stirne trocknend, wartete ich ruhig auf die Nachkommenden und kühlte mich inzwischen durch Erdbeeren, die von Kindern hier auf allen Hauptwegen feilgeboten werden. Trotz der wahrhaft afrikanisch heißen Temperatur blieb der Himmel vollendet rein. Ein Landmann, der an mir vorüberschritt, um sich mit seiner Sense den Arbeitern auf

---

*) Der Gipfel des Mont-Blanc wurde zum erstenmale am 8. August 1786 von Dr. Paccard und Jaques Balmat erreicht. Seitdem zählt man bis jetzt ungefähr vierzig gelungene Ersteigungen.

einem nahe liegenden Felde anzuschließen, rief mir zu: „Quel tems magnifique il fait aujourd'hui; vous avez grand bonheur, Monsieur!“ — Und so versicherte uns Alles, daß während des ganzen Sommers noch kein einziger, so wunderschöner Tag, wie der heutige gewesen wäre. —

Wir gelangten wieder nach Chamouny Da nun aber bis zu der Stunde der Table d'hôte — 5 Uhr — noch hinlänglich Zeit war, etwas in der Nähe vorzunehmen, so beschlossen wir, die Cascade des Pèlerins vor Tische noch trotz aller Hitze zu besuchen. Man wird einsehen, daß wir nicht so leicht todt zu machen sind. Die Cascade des Pèlerins liegt westlich von Chamouny also gerade auf der entgegengesetzten Seite, wie die Flégère. Sie ist von Chamouny eine Stunde entfernt und befindet sich auf der Mont-Blanc-Seite des Thales, eine halbe Stunde vor dem Glacier des Bossons.

Ohne an unserem Hôtel anzuhalten, schritten wir weiter und betraten zunächst die von hier nach Genève führende Straße. Nach einer halben Stunde verließen wir dieselbe, um uns links zu wenden. Ueber eine Brücke hinweg gelangten wir nach dem linken Ufer der Arve und mußten nunmehr 20 Minuten aufwärts steigen, um an den Wasserfall zu kommen. Es war 3 Uhr vorüber, als wir ihn erreicht hatten. Die besondere Eigenthümlichkeit dieser Cascade ist, daß das 150 Fuß herabstürzende Wasser auf eine harte Felsenplatte fällt, und durch die Gewalt des Gegendruckes einen Springbrunnen bildet, indem der Strahl

in einem schönen Halbkreise wieder aufwärts steigt und dann erst seinen weitern Weg nach dem Thale findet. Außer dieser, allerdings einen interessanten Anblick gewährenden Merkwürdigkeit ist der Fall selbst, nach den früher gesehenen, nicht bedeutend. Um den, noch eine halbe Stunde westlich von hier liegenden Glacier des Bossons zu besuchen, fehlte es uns an Zeit. Wir mußten uns mit seinem Anblicke begnügen, wie wir ihn auf dem Wege nach und von der Cascade des Pèlerins hatten. Jedenfalls ist dieser Gletscher wegen seiner schönen Eis-Säulen und Eis-Obelisken des Besuches sehr werth. Aus der Entfernung gesehen, erscheint er zerrissener, als alle die anderen Gletscher. Wir beschwichtigten unsere Lust, seine nähere Bekanntschaft zu machen, mit der Aussicht auf den morgen zu erwartenden vollständigsten Genuß in Beziehung auf die Natur der Gletscher und deren Eigenthümlichkeiten, und schritten auf unserm früheren Wege nach Chamouny zurück. Dort langten wir 4½ Uhr an, gerade recht, um uns noch bequem für das Diner rüsten zu können. Das aber war heute nach den gehabten nicht unbedeutenden Beschwerden, und in der Vorbereitung auf die große morgende Tour eine mit wahrem Bedachte und voller Ueberlegung zu vollbringende ebenso nothwendige als genußreiche Beschäftigung, welcher wir uns, so sehr auch die Zeit drängte, nicht entziehen konnten.

Sofort nach der table d'hôte, 6½ Uhr, waren unsere beiden Führer und für meine Frau das Maulthier bereit, und wir traten den Weg nach dem Hos-

pize des Montenvers an, das von Chamouny 2 1/2 Stunden entfernt liegt. Noch innerhalb dieses letzteren Ortes führte uns dicht bei dem Hôtel Royal eine Brücke über die Arve auf deren linkes Ufer. Wir schritten jetzt aber das Thal aufwärts, dem Wasser entgegen. Dieser Weg lief, so lange er im Thale blieb, ganz paralell und nur durch die Arve getrennt, mit demjenigen, den wir heute Morgen nach der Flégère genommen hatten. Bald aber zog sich der enge und steinig werdende Pfad nach den südlichen Höhen; wir bogen mit ihm etwas nach rechts und begannen jetzt, die steile Lehne des Montenvers empor zu steigen. Man wird sich erinnern, daß dieser Berg, so wie überhaupt der ganze Schauplatz unserer morgenden Wirksamkeit der nördlich von dem Chamouny-Thale liegenden Flégère gerade gegenüber sich befindet.

Der jetzt aufsteigende Abend schien eine Veränderung in der Natur vorzubereiten; es war ganz anders als gestern. Nebel legten sich an die Bergwände und dunkle Schleier breiteten sich über die Tiefen. Wir betrachteten diesen unerwarteten Umsprung des Wetters nicht blos in Folge der Nebel mit getrübten, sondern auch mit etwas betrübten Augen. Selbst die Führer sahen einigermaßen bedenklich nach den mehr und mehr sich entfaltenden Wolken, indessen trösteten sie uns, vielleicht gegen ihre Ansicht, mit der Bemerkung, daß sich das Wetter in diesem Thale oft sehr schnell ändere und schon die nächste halbe Stunde leicht wieder einen ganz entgegengesetzten Witterungscharacter haben dürfte; weshalb es auch recht gut

möglich sei, daß sich der Himmel, so sehr er jetzt bedenklich aussähe, ebenso plötzlich wieder aufheitern könne. In jedem Falle aber erkannten wir doch, wie richtig es gewesen war, daß wir heute die Flégère besucht hatten. Dort ist das schönste Wetter für den vollendeten Genuß eine Nothwendigkeit; auf dem Mer de Glace nur eine allerdings ganz willkommene Annehmlichkeit.

Der Weg führte sehr steil über einen unangenehm steinigen Boden empor. Ein aus Felsen hervorrieselnder Quell, la Fontaine de Caillet, an welchem wir vorüber kamen, bezeichnet die Hälfte der Entfernung zwischen Chamouny und dem Hospize des Montenvers. Jetzt fing es bereits an, ziemlich dunkel zu werden; inzwischen konnten wir von der hier offen gelegten Strecke — vor und nachher umschloß uns größtentheils Wald — noch in deutlichen Umrissen jenseits des Thales les Aiguilles Rouges (8660 Fuß) und die Flégère erkennen. Mit dem Weichen des Tages war aber der Himmel noch finsterer geworden, und als wir endlich, nach einem schließlich noch sehr anstrengenden Marsche über große in den Weg gestreute Steinblöcke, gegen 10 Uhr an dem Hospize anlangten, war es vollständig schwarze Nacht. Das Gasthaus auf dem Montenvers liegt 5700 Fuß hoch, also in gleicher Linie mit demjenigen auf der Flégère. Es steht dicht an dem Rande des Berges, an dessen östlicher Seite die große ungeheure Schlucht ist, durch welche der Glacier des Bois in das Thal hinunter tritt. Man sieht die furchtbaren Eismassen unmittelbar unter sich und kann

sie weit nach dem Thale, und noch weiter nach oben hin verfolgen. Der letztere, sich nach oben ziehende Theil bildet mit seinen großen Seitengletschern das Mer de Glace. Der Gletscher, welcher die tiefe ungeheure Schlucht vor uns mit seinen Eismassen ausfüllt, ist in der Gegend des Hospizes eine Stunde breit und wird an seinem gegenüber liegenden Ufer, so wie nach oben hin auf beiden Seiten, durch fürchterliche, viele tausend Fuß schnurgerade emporstarrende Felsenmauern umschlossen. Den nächst gelegenen Theil des glänzenden Eises sahen wir noch von den Fenstern aus trotz der Finsterniß uns entgegenleuchten. Der Blick aber auf die Masse des Gletschers und seine schauerlichen Umgebungen, sollte uns erst morgen werden.

Wir mußten uns hier oben zwei getrennte Zimmer geben lassen, weil das einzige mit zwei Betten versehene bereits von einem Herrn aus Genf und einem mit diesem zusammenreisenden jungen Engländer eingenommen war. Mit den beiden Herren — weitere Gesellschaft gab es heute nicht auf dem Montenvers — verabredeten wir, da sie gleich uns die Absicht hatten, den Jardin wenn thunlich zu besuchen, die gemeinschaftliche Reise dorthin und bestimmten den Aufbruch für morgen früh 4 Uhr. Auch sie hatten zwei Führer mitgebracht und unbedingt liegt es in dem allgemeinen Interesse, eine Gletscherpartie in so zahlreicher Geschaft als möglich zu unternehmen, um in Nothfällen einen um so stärkeren Beistand finden zu können.

So lag nur noch eine kurze Nachtruhe zwischen

dem jetzigen Augenblicke und dem großen Unternehmen, das uns bevorstand!*)

*) Ueber den Jardin und den Weg dahin sagt das Buch von Couttet in seiner gedrängten Kürze Folgendes:

La Mer de Glace semble un océan, dont les vagues sont arrêtées par une gelée subite.

Le Jardin, une des excursions les plus difficiles et les plus intéressantes. Route pratiquable seulement à pied. Le Jardin est à 5 heures de distance du Montenvers, où on peut coucher. Au bout du premier quart-d'heure, passage difficile d'un roc incliné appelé les Ponts. Descente de la moraine du glacier près d'une source d'eau vive jaillissant d'un rocher à l'entrée d'une grotte naturelle. Au bout d'une heure arrivée sur la Mer de Glace au point dit l'Angle. Traversée du glacier et de quatre moraines. Pied du Tacul à $2\frac{1}{2}$ heures du Montenvers. Moulins ou gouffres où se précipitent de petites cascades. Réunion des trois glaciers le Géant à droite, le Léchaud sortant du pied des Grandes Jorasses en face, le Talèfre à gauche. On admire l'aspect imposant des belles pyramides de ce dernier glacier. Passage difficile des Egralets, le long du Couvercle, qui forme la base de l'Aiguille du Moîne. Vue de trois immenses vallées de glace au milieu de cimes inaccessibles. Arrivée au glacier du Talèfre et au Jardin, enceinte de verdure ayant près de trois hectares, entourée de rocs, dans une belle exposition méridionale, à une hauteur de 8484 pieds. On voit au Sud le Mont Blanc, à gauche les Grandes Jorasses et l'Aiguille du Géant, en face l'Aiguille du Léchaud (10400 p.) Au Sud-Ouest de la Mer de Glace on distingue l'Aiguille de Trélaporte. Au Nord-Est s'élève l'amphithéâtre des Courtes, rochers presque perpendiculaires entremêlés de glaciers, et abondants en cristaux de grand prix.

Le Jardin.

Schon vor 3 Uhr erwachte ich, und mein erster Blick durch das Fenster bemerkte leider, daß das Vorhaben, bei welchem nunmehr alle meine Gedanken waren, durch keinen freundlichen Himmel begünstigt zu werden schien. Draußen brauste es dumpf; der Wind heulte. Trotz der noch herrschenden Dunkelheit konnte ich erkennen, wie er dichte schwere Wolken vor sich hintrieb. Ich suchte wieder zu schlafen; da mir das jedoch nicht gelingen wollte und ich auch in dem Hause einige Bewegung bemerkte, so stand ich bald nachher auf, kleidete mich an und trat hinaus. Vor der Hausthüre traf ich die Führer mit dem alten Herrn aus Genf, den Himmel musternd. Es war eine unfreundliche, feuchtkalte Luft, die draußen wehte. Zwar wurde es jetzt etwas heller, aber nicht durch den sich aufklärenden Himmel, sondern nur durch den nahenden Tag, der das wenig Tröstliche eben nur deutlicher für uns beleuchtete. Einzelne Regentropfen fielen. Die Thäler waren mit dichten Nebeln gefüllt und oben klammerten sich schwere Wolkenmassen mit ihren feuchten Händen an die Spitzen der Felsen. Welche Veränderung gegen gestern! Die Führer schlugen vor, es ruhig eine Stunde damit abzuwarten, ob der Nordwind den augenblicklich wehenden, in der Regel ungünstiges Wetter mitbringenden Südwind besiegen werde. Träte das ein, so wäre uns geholfen. Aber wenn die Führer uns auch diesen Vorschlag nicht gemacht hätten, so konnten wir doch gar nichts Anderes

thun; wir waren gezwungen, einem günstigen Geschicke den Kampf der Winde und die Entscheidung davon zu überlassen und das in stiller Resignation, aber doch nicht ohne Hoffnung abzuwarten. Unterdessen nahmen wir, denn auch meine Frau hatte ihr Zimmer verlassen, das Frühstück ein, und trotz der noch sehr zeitigen Stunde schmeckte uns nach dem Nebelbade eine Tasse heißer Kaffe delikat. Nie konnte der Wolkenzug mit größerer Spannung beobachtet worden sein, als jetzt von uns; immer war Einer von der Gesellschaft vor der Thüre, und brachte nach den augenblicklichen Umständen bald schlechte, bald bessere Nachricht herein. Endlich schien es doch, als wenn der Wind umspringen wollte. Die Wolken flogen höher; hier und da zeigte sich zuweilen sogar ein Stückchen blauer Himmel. Unsere Hoffnung wuchs, und bald erklärten die Führer, daß das Wagniß nunmehr unternommen werden könne. Schnell und freudig wurde gerüstet. Unsere Gesellschaft bestand aus dem Genfer Herrn, dem jungen Engländer, uns Beiden und den vier Führern. Kalte Küche, als Butter, Brod, Fleisch und Käse, für uns extra ein gebratenes Huhn, mehrere Flaschen Wein und eine Flasche Arack — Alles das wurde in ein Tornister gepackt und Einem der Führer umgehangen. Ein Anderer trug ein Seil, das als Hülfe bei etwa kommenden Schwierigkeiten oder Nothfällen nöthig werden kann. Von dem Wirthe lieh ich für meine Frau einen Mackintosh, damit sie bei etwa wieder beginnendem Regen besser geschützt sei. So traten wir, Jeder mit einem tüchtigen Eis-

stocke versehen und mit hochklopfenden Herzen unsere Wanderung an. Es war fast 7 Uhr geworden, als wir das Hospiz des Montenvers verließen. Ein schmaler Fußsteig zog sich nach dem Eismeer hinab. Nach ungefähr 10 Minuten, während wir immer längs des Gletschers auf seinem westlichen Ufer gegangen waren, trat uns die erste Schwierigkeit entgegen, auf welche uns die Führer bereits vorbereitet hatten. Es war solche die Passage des Ponts. Ein ungeheurer, gerade emporsteigender Felsen stand vor uns, und an seiner senkrechten Wand hörte jede bemerkbare Spur eines weiteren Weges auf. Nach der uns jetzt rechten (westlichen) Seite hin hing der vor uns stehende Coloß mit dem Urstocke des Hochgebirges zusammen; links von uns fiel er senkrecht in die ungeheure Eisschlucht hinunter und bildete so den letzten Strebepfeiler der furchtbaren Riesenmauer. An dieser Steinwand, die sich uns in den Weg drängte, sollten und mußten wir vorüber; aber unmöglich war es, die in eine schwindelnde Höhe über unsere Häupter empor gähnende Mauer zu übersteigen; — ebenso unmöglich, sich nach dem wohl noch 100 Fuß unter uns liegenden hier aber fürchterlich zerklüfteten Gletscher herabzulassen um dadurch den Felsen zu umgehen, denn die Wand zog sich senkrecht nach oben und senkrecht nach unten. Es blieb uns daher nur noch die einzige Möglichkeit übrig, in derselben Höhe, in welcher wir uns an dem Felsen selbst befanden, um ihn herumzukommen. Um diese etwa funfzig Schritte lange Strecke zu überwinden, mußten wir Einer nach dem Andern und unter-

stützt von zwei mitkletternden Führern die Füße und die Hände benutzen, und den Körper hinübertragen, indem wir dabei die kleinen Spitzen und Zacken der Wand mit Zehen und Fingern oft nur ganz knapp griffen und faßten. Ich war, wie ich überhaupt bei allen Schwierigkeiten stets gern der Erste bin, auch hier der Erste, welcher diese Passage wagte. Die Art und Weise des Hinübergelangens, die allerdings leicht geeignet sein dürfte, einen noch nicht ganz feststehenden Entschluß umzuwandeln, war inzwischen nicht so schwierig, als es vorher den Anschein gehabt hatte. Man mußte nur mit den Händen tüchtig zugreifen, dann fand man für den Fuß immer wieder einen geeigneten kleinen Stützpunkt. Nur den überflüssigen Gedanken durfte man hier keinen Raum geben, den Gedanken nemlich, welche sich auf die Möglichkeit eines Fallens an dieser Stelle richten könnten. Als ich glücklich, von den Blicken der Zurückbleibenden begleitet, hinüber gelangt war und wieder auf sicherem Boden stand, wurde meine Frau geholt, welcher zuletzt auch die beiden Herren folgten, so daß wir uns endlich Alle wieder zusammen gefunden hatten. Nach wenigen Schritten wiederholte sich jedoch ganz dieselbe Schwierigkeit noch einmal, und dann noch ein drittesmal. Die beiden letzten Passagen waren aber nicht ganz so lang, als die erste gewesen war; aber alle dreie sind unter dem Namen der Passage des Ponts bekannt. Glücklich war Alles überwunden und unsere Gesellschaft stieg jetzt nach der Moraine des Gletschers hinunter, auf die, von dem Eise bei Seite geschobenen, aus

Felsenstücken und Felsenerde bestehenden Trümmer, welche wie das Ende, so auch in der Regel den Rand eines Gletschers bezeichnen. Der Weg über die Moraine ist nichts weniger, als gefahrvoll, aber desto beschwerlicher und unangenehmer, weil nur die größeren Steine einen festen Tritt erlauben und der Fuß in das kleine erdige und feuchte Gerölle oft bis über die Knöchel einsinkt, wodurch der Gang ein schwankender und schwerer wird. Nach wenigen Minuten langten wir aber schon auf dem Gletscher an und standen nun auf dem ungeheuren Eisfelde selbst. Jetzt wurde der Weg nicht nur ein überaus beschwerlicher und mühevoller, sondern auch ein mit gar mancherlei Gefahren verknüpfter, der ohne die Hülfe und Leitung tüchtiger Führer, durchaus nicht unternommen werden kann. Von einem Gehen auf dem Gletscher kann füglich nicht mehr gesprochen werden.

Es mußte jetzt auf den unregelmäßigen, wild übereinander gestreuten Blöcken und Zacken von Eis, die eine ungeheure Anzahl von lauter isolirten Punkten bilden und durch fürchterliche, senkrecht hinabfallende oft viele hundert Fuß tiefe Schluchten (Crevasses) aus einander gerissen sind, von einem Punkte zu dem andern geklettert oder gesprungen werden. Eine wenn auch kleine ebene Fläche, oder nur ein ruhiger bequemer Standpunkt war fast nirgend mehr vorhanden. Hier bekommen die Führer alle Leitung in die Hand und ihnen muß man sich ganz vertrauen; sie suchen die besten Stellen, um die Risse immer an dem günstigsten Orte überspringen zu lassen. Denn an jedem

Tage und fortwährend verändert sich die Form des Gletschers und mit ihr die Passage über denselben. Und das bildet die größte Schwierigkeit bei der Ueberschreitung des Eises. Oft mußten wir Strecken, die wir eben erst mit Mühe überwunden hatten, wieder zurückwandern, weil wir nicht weiter vorkonnten, indem sich uns ein zu breiter nicht überspringbarer Abgrund entgegensetzte; oft mußten wir längere Zeit an einer Stelle ruhig wartend stehen bleiben, bis die nach verschiedenen Richtungen sich vertheilenden vorauseilenden Führer den besten weiteren Weg gefunden hatten. Wenn nun der Führer einen vorzugsweise günstigen Uebergang über eine Crevasse entdeckt hat, so legt er drei kleine Steine, die sich überall auf dem Gletscher finden und entweder von dem Eise selbst aus den Höhen mitgebracht werden oder von den umstehenden Felsenspitzen auf dasselbe herabgefallen sind, auf einander und bezeichnet damit für später nachkommende Reisende die beste Richtung; denn, wenn sich der Gletscher auch stets verändert, so wird damit doch den bald nachher Eintreffenden das Aufsuchen der Uebergänge einigermaßen erleichtert. So diente auch unseren Führern zuweilen ein solches Zeichen als zeitersparender Wegweiser.

Es ist natürlich, daß man auf einem derartig beschaffenen Wege nur höchst langsam vorwärts rückt, denn man muß auf dem glatten Eise nicht nur einen vorsichtigen Schritt annehmen, sondern hat namentlich, um oft nur wenige Fuß weiter zu kommen, große Umwege zu machen, weil eine Spalte von vielen hundert

Fuß tief und vier, sechs, acht und mehr Ellen breit, entgegengähnt. Man muß dann den Riß umschreiten, oder doch an eine minder breite Stelle zu gelangen suchen, an welcher ein Ueberspringen ohne augenscheinliche Gefahr möglich ist. Dieses Ueberspringen selbst ist durchaus nicht so leicht, und für den Ungeübten nur mit der Hülfe der Führer ausführbar. Man stößt den Stachel des Stockes auf dem jenseitigen Rande des Abgrundes fest in das Eis hinein, schwingt sich dann muthig hinüber und hält sich mit aller Kraft an den Stock, bis der Fuß feststeht. Der Stock, wenn er tüchtig eingebohrt ist, wankt und weicht nicht und bietet unbedingt die sicherste Stütze; man hat aber diese Hülfe nöthig, denn es ist wohl zu berücksichtigen, daß der Fuß wieder auf glattes Eis springt und durchaus nicht ausgleiten darf. Sollte man dennoch etwas wanken oder selbst straucheln, so wird man von dem geübten und auf seinen Eisschuhen fester stehenden Führer rasch gestützt und sicher gehalten. Aber auch das Aufwärtsgehen über schiefe Flächen, wie sie mitunter vorkommen, oder das Ueberklettern eines großen Eisblockes, welcher den Weg versperrt, bringt der Schwierigkeiten genug, weil man natürlich dabei leichter ausgleitet, als auf einer ebenen Fläche, wenn man überhaupt noch von einer ebenen Fläche hier sprechen kann. Wie oft haben wir uns bei dieser Wanderung auf die Knie und Hände gesetzt! Ich hatte einen prächtigen Menschen als Führer. Von Gewerb ein Gemsenjäger, war er vertraut mit dem Elemente, auf welchem wir waren und sprang selbst wie eine Gemse,

leicht, flüchtig und sicher, so daß es eine Lust war, von ihm begleitet zu werden. Wir waren in der Regel die Ersten; kamen nun sehr glatte Strecken, so arbeitete er behend mit dem Stachel seines Stockes Einschnitte in das Eis, um es rauher zu machen; oder wenn Eisblöcke zu überklettern waren, so brach er geschickt mit dem Stabe einzelne Stücke aus dem Eise, damit wir in den dadurch entstandenen Vertiefungen den Fuß besser aufsetzen konnten, indem er mir vorher zurief: „Un moment, Monsieur, je vous ferai un escalier!“

Nachdem wir uns in solcher Weise ein gutes Stück über den Gletscher hinweggearbeitet hatten — denn wir zogen uns zunächst nach dem andern Ufer desselben — und nun mitten auf diesem, durch die ungeheuersten Eismassen ausgefüllten Oceane der Alpen standen, gestatteten wir uns jetzt von einem geeigneten Punkte aus den Genuß einer Umsicht und ein ruhigeres Betrachten der Umgebungen. Welch' ein unvergleichbares, welch' ein großartig gewaltiges Bild lag rings um uns her! Die dunklen Wolken flogen über uns hinweg, von dem Winde hinunter nach dem Thale gerissen, nach dem Thale, in welches wir nicht mehr blicken konnten, weil auch nach dieser Richtung hin nur noch ein Eishorizont, durch die zahllosen Blöcke und Spitzen des Gletschers gebildet, vor unsern Augen lag. Um uns die drohenden Wände und Nadeln, die mit ihren dunklen Leibern, an denen nur hier und da Schnee und Eis haften konnte, dastanden, wie die erstarrten Riesen aus einer furchtbaren Vorwelt. Und dann

nichts weiter, meilenweit, so weit das Auge trug, nichts weiter, als Eis. Aber durch die tiefen Spalten des in allen Gestalten und Formen um uns liegenden Eises schaute das schönste Blau des Gletschers herauf, und lockte, wie das Auge der Sirene, den Wanderer zu unbekannten Genüssen. Es ist gefährlich in jene geheimnißvollen Grotten und verborgenen Hallen hinunter zu blicken; das Auge zittert, indem es hinabgleitet, das Ohr horcht ängstlich auf den dumpfen Ton fallender unsichtbarer Wasserströmungen, der aus weiter Ferne wie der klagende Laut einer Aeolsharfe heraufsteigt. Welche Welt lag hier um uns! Welche Großartigkeit in dieser Erstarrung, welche Gewaltigkeit! Aber auch hier herrschen die ewigen Gesetze der Natur; auch hier ist jede Wirkung das Kettenglied einer Ursache. Und auch hier fühlst Du den Hauch der allwaltenden Gottheit, und fühlst ihn gewaltiger in dieser wunderbaren erhabenen Oede! Die Nebel flatterten enger und dichter um uns; mehr und mehr deckten die gespenstig unbestimmten Wolkengestalten mit ihren feuchten großen Schwingen die Fernen! Es ist etwas schauerlich Anziehendes in solcher Situation; etwas unwiderstehlich Ergreifendes. Wir waren bald eng umschlossen von dem Tanze der Nebelgebilde und sahen uns, wie einsame Wanderer auf einsamem Meere, abgeschlossen von dem Leben, selbst das einzige Leben in weitem Kreise!

Sohn Fingals, lorbeergekrönter Barde, der Du die gewaltig erschütternden Bilder und Töne Deiner Gesänge aus den Nebelgestalten Deiner nordischen

Rohr- und Schilfgestade holtest, hier, königlicher Ossian, hier hättest Du mit uns stehen sollen auf dem Meere von Eis, umwogt von den Geistern der Berge! Ein hohes Lied würde Deiner Harfe entströmen, und die Silberlocken Deines Hauptes würden leuchten in Begeisterung!

Es wurde düstrer und düstrer; der Wind heulte und heftiger Regen schlug in Strömen auf das Eis. Wir setzten aber muthig, nur mit verdoppelter Vorsicht unsere Wanderung fort. Das sich durch den Regen bildende Glatteis machte es nothwendig mit größtem Bedachte zu schreiten. Es war jetzt empfindlich kalt geworden; dazu befanden wir uns Alle, trotz der übergeworfenen Hüllen, in einem vollständig durchnäßten Zustande. In das Gefühl der poetischen Erhebung mischte sich jetzt der prosaische Ton der Ueberlegung, ob es doch nicht gerathener sein dürfe wieder umzukehren. Das plötzliche Aufhören des Regens und das sich scheinbare Aufklären des Wetters entschied aber zu Gunsten unserer lebhaftesten Wünsche; die Reise wurde fortgesetzt. Die nassen Kleider haben so lange keinen schädlichen Einfluß auf den Körper des Menschen, als dieser in regelmäßiger Bewegung bleibt, und der Umfluß des Blutes kräftig erhalten wird. Diese Anschauung der Führer muß richtig sein, denn es haben uns auch später keine nachtheiligen Folgen der erlittenen Nässe getroffen. Es wurde jetzt recht hübsch hell, und die umliegenden Felsenwände traten wieder in unsern Gesichtskreis. Wir sahen, daß wir jetzt den geraden Weg nach dem

jenseitigen östlichen Ufer des Gletschers nahmen. Hier, wie auf der anderen Seite bilden furchtbare unbesteigliche Felsenmauern die Grenze des Eises. Oben im Hintergrunde des Gletschers, theilt der Fuß des Mont du Tacul zwei ungeheure Ströme des Eismeeres, die sich um ihn herumdrängen, um dann sich zu der Hauptmasse desselben zu vereinigen. Der rechte, westliche, Glacier du Géant kommt von dem Mont du Géant; der linke heißt Glacier Léchand. Ein kleinerer Gletscher seitwärts trägt den Namen le Nant Blanc. Die hohen Spitzen der bedeutenden herumstehenden Felsennadeln waren heute selbst bei augenblicklich leidlicher Aussicht nicht zu erkennen, denn an ihnen lehnte der Nebel in gewaltigen Massen. Die Führer zeigten uns die Umrisse der Grundlagen und gaben uns das Zahlenverhältniß der Größen; die bedeutendern unter ihnen sind: L'Aiguille du Dru (11676 Fuß); hinter ihr l'Aiguille Verte (12072 Fuß); an ihrer rechten Seite l'Aiguille du Moine (11880 Fuß), an ihrer linken dagegen l'Aiguille du Boschard (8022 Fuß). Im Hintergrunde des Eisthales ragen wie aus dem Gletscher herausgewachsen, les petites Jorasses (11184 Fuß) empor und östlich von diesen les grandes Jorasses (13266 Fuß); dagegen weiter nach Westen hin l'Aiguille du Géant (13044 Fuß). Alle diese Riesenhöhen hatten wir gestern, wenn auch von einem anderen Standpunkte, von der Flégère aus, in einer vollendeten Klarheit gesehen. Heute mußte uns die Phantasie die gewaltigen Formen versinnlichen und sie half uns redlich. Scheint es doch selbst zuweilen, als

wolle ein besonderer, erhöheter Reiz darinnen liegen, wenn wir, anstatt zu schauen und zu fassen, vermuthen und erfinden müssen. Mit unseren gestern geholten Bildern konnten wir kräftig hinter die Wolken und Nebel dringen und die lebhaft arbeitende Phantasie stellte das Ungeheure, das geheimnißvoll Umhüllte klar vor unsre flammende Seele. Denn das innere Auge beginnt dann eine um so mehr gesteigerte Thätigkeit, wenn ihm der gefesselte Strahl des äußeren Auges freie Bahn gestattet.

Unterdessen hatten wir in einem Zeitraume von ungefähr 1½ Stunden den Gletscher in seiner Breite überschritten. Der Weg war, treu seinem Charakter, unverändert beschwerlich und anstrengend geblieben. Auf und ab über schnell gearbeitete Treppen; springend über fürchterliche Spalten; wie oft ausgleitend und nur dem Eisstocke und dem Führer die Abwendung drohender Gefahren verdankend; so waren wir vorwärts gekommen und hatten nunmehr die Moraine des östlichen Gletscherufers erreicht, hinter welcher unmittelbar die senkrecht sich erhebenden ungeheuren Felsenwände eine feste, ewig unüberschreitbare Grenze bilden. Der Regen begann eben wieder heftig herabzuströmen; wir suchten gegen ihn Schutz unter einem überhängenden, ein natürliches Dach formirenden Felsen, welcher den Führern schon bekannt war. Trotz des Ungemaches, das uns Nässe und Frost bereiteten, erhielt unsre kleine Gesellschaft ihre allerheiterste Laune und ließ den jetzt geeigneten Augenblick nicht vorübergehen, ohne sich durch ein kleines aber außerordentlich mundendes Frühstück und einem Glase Wein in

einen ganz gemüthlichen Zustand inmitten der fürchterlichen Eisfelder zu versetzen. Unsere permanente Ueberlegungs-Commission, welche von dem alten Herrn aus Genf vertreten wurde, sprach jetzt zwar wieder viel von Umkehr, machte aber vorläufig den Vorschlag, wie so manches Collegium, vor der Hand keinen Beschluß zu fassen, sondern es an diesem gegen den Regen gesicherten Orte ruhig ein halbes Stündchen abzuwarten, ob der weitere Verlauf des Wetters uns den Weg vor- oder rückwärts zeigen würde. Der Bordeaux-Wein erwärmte und belebte unsere Glieder, welche durch Anstrengung, Nässe und den empfindlich kalten Hauch der Luft ziemlich erschlafft gewesen waren. Sein Feuer, das unsere Adern durchrieselte, vertrat jetzt die augenblicklich mangelnde äußere Bewegung des Körpers, und der von den Führern als nothwendig erkannte Blutumlauf wurde nicht unterbrochen. Neue Kraft belebte uns; daher benutzten wir den ersten Augenblick, in welchem der Regen wieder nachließ, um unsere Wanderung auf dem Gletscher, und zwar jetzt in gerader Richtung nach oben zu fortzusetzen. Wir trafen zunächst in einer uns seitwärts liegenden sehr breiten und großen Spalte eine prachtvolle Erscheinung. Es war das ein herrlicher Wasserfall. In einem von ihm selbst gebildeten Gerinne kam das Wasser auf der Oberfläche des Gletschers daher und stürzte sich in erhabenem Bogen und donnerbrausend in die geheimnißvolle fürchterliche Tiefe der Eisschlucht. Wir trafen noch mehrere ähnliche Fälle, welche zusammen den Namen les **Moulins** tra-

gen. Einer davon bot uns aber noch ein ganz besondres wunderbares Bild dadurch, daß der Wasserstrahl mitten auf eine in der Spalte isolirt stehende Eissäule, die aus der ungeheuren Tiefe bis vielleicht 10 Fuß unter unsern Standpunkt emporragte, fiel und durch den Widerstand des harten Eises einen Springbrunnen, ähnlich dem der Cascade des Pèlerins bildete. Unter den vielen merkwürdigen Gestaltungen und Erscheinungen in dieser Eisnatur verdient noch ein großes zirkelrundes Loch, le trou genannt, Erwähnung, weil es wie künstlich ausgebohrt und in ganz unverändert bleibenden Dimensionen senkrecht in eine ungeheure Tiefe hinabfällt. Welche besondern Ereignisse mögen diese merkwürdige Auswaschung hervorgebracht haben! Und alle diese Tiefen, diese Spalten leuchten von unten herauf, und überhaupt aus ihrem Innern in dem herrlichsten reinsten Blau. Eine Wanderung auf dem Gletscher kostet allerdings eine ungewöhnliche Anstrengung, aber sie belohnt dafür durch große kaum geahnte Genüsse!

Die Gegend des Mer de Glace, in welche wir nunmehr gelangten, trägt den Namen le Couvercle. Sie liegt schon ziemlich nahe der hinteren Felsenwand, an welcher sich der Gletscher in seinen Richtungen verändert. Man verläßt hier wieder das Eis, um einer neuen sehr anstrengenden Beschwerde entgegenzugehen, welche ich später beschreiben werde. Zuvor aber, und als wir noch auf dem Gletscher selbst waren, begann der Regen so unerhört tüchtig herabzuströmen, daß sich meine Frau doch noch entschloß, umzukehren. Sie hatte jetzt alle Eigenthümlichkeiten

des Gletschers gründlich kennen gelernt und der Gedanke des blosen Dagewesenseins auf dem Jardin, dessen Erreichung von hier aus immer noch viel Mühe verursacht und nicht wesentlich Fremd-Neues bietet, konnte ihr kein genügendes Aequivalent für die namentlich in solchem Wetter und für eine Dame zu großen Anstrengungen werden. Meine Frau hatte wahrhaft Außerordentliches geleistet, aber in der Hauptsache war von ihr doch Alles das erreicht, was sie zu erreichen beabsichtigt hatte. Unser erster Führer, ein Mann, dem man sich unbedingt anvertrauen konnte, erbot sich, meine Frau zurückzubegleiten, denn, obgleich ich natürlich mit ihr selbst umkehren wollte, so protestirte meine Frau doch ganz entschieden dagegen, ebenso sprachen mir die sämmtlichen Führer dringend zu, den letzten Theil des Weges, nachdem ich einmal bis hierher gelangt wäre, noch zu unternehmen. Die dagegen bei mir kämpfenden Sorgen um die glückliche Heimkehr meiner braven Frau wurden von allen Seiten mit Hinweisung auf den trefflichsten der Führer niedergeschlagen; sie selbst versprach mir mit verdoppelter Vorsicht zu schreiten; der Führer rief: n'avez-vous pas de confiance au guide; je répondrerai à tout, Monsieur! — kurz, ich entschloß mich nach vielem Hin- und Herreden, und nach manchem erklärlichen Zaudern, mein beabsichtigtes Ziel weiter zu verfolgen. Nachdem ich dem Führer meine Frau heilig anempfohlen, und von diesem die bündigsten Versicherungen empfangen hatte, Versicherungen, die er auch wacker und mit seltener lobenswerther Ausdauer gehalten hat, beflü-

gelte ich, von dem zweiten Führer begleitet, meinen Schritt, um die Gefährten einzuholen, die inzwischen einen ziemlichen Vorsprung gewonnen hatten. Mich erfüllten die widerstrebendsten Gefühle. Durch die nicht wegzudrängende Sorge, welche nach der Trennung von meiner Frau mächtig in mir arbeitete, so wie durch die auf das Höchste gespannte Erwartung, war ich in eine fieberhafte Aufregung versetzt, die mich wahrhaft stürmisch vorwärts trieb.

Meine Frau trat den Rückweg in derselben Richtung an, in der wir hergekommen waren, sie war meinen Blicken bald entschwunden. Ich verließ mit meinem Führer das Mer de Glace, um zunächst eine sehr große Moraine zu überklettern. Diese Moraine hier ist deshalb gegen die früher betretenen gehalten, um so bedeutender, und erscheint eher als ein kleiner aus losem Gerölle aufgeworfener Hügel, weil sie von zwei Gletschern gebildet wird. Es tritt nemlich nahe oberhalb unsres Standpunktes durch eine zwischen den östlichen Höhen befindliche Schlucht der Glacier du Talèfre auf den Hauptarm des Mer de Glace. Die Moraine, auf welcher wir uns jetzt befanden, füllt nun ganz den durch die beiden Gletschermassen gebildeten Winkel aus. Der Glacier du Talèfre, an dessen Ufer ich jetzt mit meinem braven Gemsenjäger anlangte, zieht sich ungemein steil empor und biegt oben nach links hinter die vor uns stehende Aiguille du Moine. Und dort, hinter dieser ungeheuren Felsenmasse und dicht an dem oberen Theile des Glacier du Talèfre liegt der Jardin. So nahe es nun auch wäre, den

Weg nach dem Jardin auf dem gerade nach ihn hinführenden Gletscher selbst zu nehmen, so ist das doch wegen der zu steil aufwärts liegenden und fürchterlich zerrissenen Eismassen des Glacier du Talèfre nicht auszuführen; man muß vielmehr die links von dem Gletscher sich erhebende Felsenwand, les Egralets genannt, welche die Basis der Aiguille du Moine bildet, überklettern, um auf deren anderen Seite wieder nach dem Glacier du Talèfre herabzusteigen und dann an den Jardin zu gelangen. Die Erklimmung der Egralets aber, dieser steilen, hohen und unendlich mühsam zu ersteigenden Felsen, erfordert während einer vollen Stunde, die man dazu nöthig hat, einen so bedeutenden Aufwand von Anstrengung, daß dieser Theil vielleicht der beschwerlichste des ganzen Weges ist, wenn auch Gefahren hier weit weniger nahe liegen, als an den Abgründen und Spalten des Gletschers selbst. Nach manchem wie ihn der Führer nannte — moment de répos, der aber nur so lange, als es die äußerste Nothwendigkeit erforderte, genommen wurde, erreichten wir, schweißgebadet, die Höhe der Egralets und trafen hier auch wieder mit unseren vorausgeeilten Reisegefährten zusammen. Der Führer konnte mir jetzt den etwa noch $^3/_4$ Stunden entfernten Jardin zeigen, diese grüne Oase inmitten der unermeßlichsten Eisfelder. Unser Weg führte nun zunächst über eine große sich wieder sanft abwärts neigende Schneefläche, worauf wir von Neuem an den früher verlassenen Glacier du Talèfre gelangten. Hier wanderten wir noch eine kurze Strecke auf der Moraine des Gletschers weiter

und betraten kurz nach 12 Uhr die grüne Matte des Gartens. Während wir zuerst nach den starken Anstrengungen einen kleinen moment de répos hielten, überreichten uns die Führer das Fremdenbuch des Jardin, damit wir unsere Namen einzeichnen könnten. Das besteht in einer leeren Weinflasche, die unter einem großen Steine verborgen wird, und in welche man seine Karte oder auf ein Streifchen Papier geschrieben, seinen Namen hineinlegen kann, worauf die Flasche wieder fest zugestöpselt und verwahrt wird. — Der Regen hatte jetzt ziemlich aufgehört. Wenn auch die Nebel eine Fernsicht nach den ungeheuren Höhen, die hier umherstehen, und namentlich nach dem Mont-Blanc verhinderten, so blickten wir doch mit Schaudern auf die unermeßlichen öden Weiten um uns her, die mit alleiniger Ausnahme unseres Standpunktes und seiner kleinen Umgebung nichts als starres Eis und starre Felsen enthalten. Von allen Seiten her, von allen Höhen herab ziehen sich fürchterliche Gletscher und füllen Vernichtung drohend die Schluchten. Die Wogen eines ungeheuren Meeres, in wildester Aufregung durch einen Zauberschlag plötzlich erstarrt — so erscheinen diese Eismassen, und bieten die fürchterlichste zu einem todten Bilde fixirte Zerstörung. Der Gedanke aber, daß jene Wogen plötzlich erwachen könnten aus ihrer Erstarrung und daherbrausen würden, Tod und Verderben bringend, der Gedanke läßt das Herz erbeben. Unbeschreiblich erhaben, unendlich großartig — allgewaltig liegt die Natur jedoch auch in ihrer Erstarrung, in der furchtbaren Pracht einer

ungeheuren Zerstörung um uns her. Nur die kleine Oase, auf welcher wir stehen und deren merkwürdige Erscheinung auf diesem hohen eisumgürteten Punkte sich nur aus geheimen vulkanischen Einwirkungen erklären läßt — legt eine Erinnerung an das bunte Leben in das Bild. Kleine freundliche Alpenblumen, zwar nicht in den feurigen Farben, wie sie die tieferen Berge erzeugen, aber doch mannigfaltig genug, blühen in dem kurzen Grase. Ich pflückte für meine Frau ein Sträußchen. Das Sträußchen ist an einem fernen Orte gebunden, vielleicht an der merkwürdigsten Stelle, auf welcher Blumen blühen. Wir werden es sorgsam aufbewahren und es oft und gern betrachten.

Meine Reisegesellschaft lagerte sich ermüdet auf die nasse Erde; mich drängten Unruhe und mancherlei Sorgen baldmöglichst zurück. Ich genoß nichts als einen Schluck Kirschwasser, das mit Wasser aus einem rieselnden Quell verdünnt, mir von dem Genfer Herren angeboten wurde und trat, meine Gefährten zurücklassend, allein mit meinem Führer den Rückweg an. Man wird es erklärlich finden, daß ich in der außerordentlichen Umgebung, in welcher ich mich befand, und vor mir einen Pfad, dessen bedeutende Schwierigkeiten ich jetzt deutlich übersehen konnte, vor Allem aber in der Sorge, wie meine Frau ihren Rückweg überstanden haben würde, in fortdauernd großer Aufregung blieb und daher mit aller nur möglichen Eile vorwärts trieb. Schneller als herwärts kamen wir die Felsenmauer der Egralets hinunter; wie Gemsen sprangen wir von Block zu Block. Jetzt

hatte fast der Führer zu thun mit mir Schritt zu halten. Als wir wieder genau auf demselben Wege, den wir hergenommen, den Hauptarm des Mer de Glace erreicht hatten, schlugen wir indessen von hier aus eine, von der am Morgen herwärts genommenen verschiedene Richtung ein. Wir traversirten nemlich sofort die ganze Breite des Gletschers um dann an seinem jenseitigen Rande, an welchem weiter unten der Montenvers liegt, zu bleiben. Es scheint demnach, als wenn die Führer immer gern zunächst von der Mitte des Gletschers hinwegwollten; und den Weg über dieselbe baldigst zu beseitigen wünschten, denn heute Morgen überschritten wir auch vor Allem erst die Breite des Gletschers. In Folge dessen sind wir also früh den östlichen Rand des Mer de Glace herauf; jetzt den westlichen hinunter gestiegen. Der Weg war indessen durch das in Folge des Regens neu entstandene Glatteis weit beschwerlicher geworden, als wie früher und das Ueberspringen der crévasses wurde durch die Glätte ängstlicher und gefahrvoller. Die Ungeduld trieb mich aber rastlos vorwärts, so daß mir der Führer entschieden versicherte: „mais vous sautez admirablement!“ Da stellte sich uns — wir hatten noch nicht völlig den Rand des Gletschers erreicht — eine vielleicht nur 1½ Ellen breite Schlucht entgegen. Ich war heute über viel bedeutendere Breiten gesprungen, und ich hatte nicht gezaudert; wie das aber zuweilen zu gehen pflegt, hier, gerade hier erfaßte mich der Gedanke, daß mir der Sprung hinüber nicht gelingen würde. Ich stand ängstlich vor

dem, wie der Schlund des Todes mich angähnenden Abgrunde. Auf meine Frage, ob sich nicht ein anderer besserer Uebergang über diese Spalte auffinden ließe, lief der Führer willig ein Stück an ihr hin, kehrte aber mit der Versicherung zurück, daß jedenfalls hier der beste Uebergang sei: „Eh bien, Monsieur, sautez sans peur, il n'y a pas d'autre passage qu'içi." Ich stemmte fest, wie immer, den Stachel meines Stockes auf dem jenseitigen Rande des Eisrisses ein — der Führer war bereits hinüber gesprungen, um mich sogleich in Empfang nehmen zu können — und — noch jetzt, nur bei dem Gedanken daran schaudere ich — als ich eben anhebe um zu springen, gleiten meine beiden Füße aus; ich sah nur noch, wie ich hülflos dem fürchterlichen Abgrunde zustürzte. Ich wäre unrettbar verloren gewesen, wenn nicht der Führer, das voraussehend, und deshalb jede meiner Bewegungen mit den Augen verschlingend, Alles berechnend und Allem vorbeugend — wie weiß ich es, es war ein einziger Moment, aber ewig wird er mir unvergeßlich bleiben — wenn nicht der Führer seinen Stock schnell quer über die Schlucht hinweg, und zwar geschickt zwischen meine Füße geworfen hätte, so daß ich ebenso plötzlich auf diesem schwachen Stabe über dem fürchterlichen Abgrunde zu reiten gekommen war. Aber ehe ich noch schwanken konnte, wobei ich, weil meine Hände nirgends einen Halt etwas zu fassen hatten, einer zweiten Lebensgefahr ausgesetzt gewesen wäre, hielt mich der Führer mit fester Hand an dem Rockkragen, zog mich kräftig empor und — Gott sei

gedankt! — glücklich stand ich, gerettet auf dem jenseitigen Rande. Diese ganze mir grauenvolle Begebenheit nahm kaum mehr Zeit in Anspruch, als mein einziger, sofort bei dem Ausgleiten ausgestoßener Angstruf: „Herr Gott!“ — Der Führer hatte seine Besonnenheit und seine Kraft nicht einen Augenblick verloren. Mit ruhigem Lächeln stand er da und meinte zu mir: „n'ayez pas peur, Monsieur, il n'y a plus de danger!“ —

Als wir noch einmal zu springen kamen, und ich nach der eben bestandenen Gefahr, und der zunehmenden Spiegelglätte des Eises ängstlicher als früher war, versuchte der Führer mit Glück ein andres Manoeuvre, wie er sich ausdrückte. Er schlang seinen Arm fest um mich, indem er sagte: „Eh bien, Monsieur, mettez votre bâton là — er zeigte einen Punkt auf dem jenseitigen Rande — je compterai jusqu'à trois! et nous sauterons ensemble. Un-deux-trois!“ und fest und sicher standen wir drüben. Indessen dankte ich doch Gott, als wir endlich das Ende unserer Gletscherreise an der Moraine vor der Passage des Ponts glücklich erreicht hatten. Hier hörte doch die Gefahr auf, welche das glatte Eis mit seinen Spalten bot. Der Führer wollte mir hier noch eine natürliche Höhle in dem Felsen zeigen, in welcher eine Quelle entspringt, doch mochte ich mich damit nicht aufhalten und so eilten wir weiter. Es regnete zwar immer noch etwas, wenn auch nur unbedeutend; uns genirte das aber nicht im Geringsten, denn an uns war Alles naß. Leicht überkletterten wir die drei Felsen der Passage des Ponts und ich eilte nunmehr

mit der ganzen zusammengefaßten Kraft den glücklich wiedergewonnenen Fußsteig nach dem Hospize des Montenvers hinauf. In kaum $3^1/_2$ Stunden hatten wir mit einer ungewöhnlichen Schnelligkeit den 5 Stunden langen Weg von dem Jardin bis hierher zurückgelegt und meine schon vor drei Stunden zurückgekehrte Gattin empfing mich mit der lebhaftesten Freude, aber auch mit dem größten Erstaunen, weil sie mich so schnell nicht zurückerwarten konnte. Sie hatte ihre Kleider zum Trocknen gegeben, dazu in ihrem Zimmer tüchtig einheitzen lassen, sich selbst aber mittlerweile in das Bett gelegt und eine Tasse warmen Kaffe getrunken. Alles so praktisch, als möglich und gewiß das Beste, was zu thun gewesen. Meine Frau war von ihrem Führer außerordentlich gut und sicher zurückgebracht worden; er hatte sich die erdenklichste Mühe gegeben, um ihr den Weg so weit zu erleichtern, als es bei diesem Wege überhaupt möglich sein kann. Wir waren Beide recht froh, daß wir uns wieder hatten! Es lagen wenige Stunden zwischen unserer Trennung auf dem Mer de Glace und dem jetzigen Augenblicke, aber sie wogen schwer, und ihr Inhalt könnte einen hundertfach größeren Zeitraum ausfüllen. Das gute Stück Erfahrung, das sie uns gebracht hatten, erhöhete sicherlich noch die Freude nach dem Wiedersehen.

Inzwischen hatte auch ich meine Oberkleider an den feuergefüllten Kamin gehängt und ließ daran noch, so gut es just thunlich war, meine übrige ganze Person trocknen, indem ich dazu mein Inneres gleich-

falls mit einer Tasse heißen Kaffe erwärmte. Nach 5 Uhr waren wir wieder reisefertig, obgleich sich meine Kleider durchaus noch in keinem trocknen, höchstens nur in einem etwas weniger triefenden Zustande befanden. Wir brachen aber, Alle und auch meine Frau zu Fuße, nach Chamouny auf. Die Bewegung den steilen Berg hinunter und überhaupt auf dem ganzen 3 Stunden langen Wege bis Chamouny war zwar für die erschöpften Glieder eine neue Anstrengung, aber sie war uns gewiß weit zuträglicher, als wenn wir geritten wären, oder uns hätten tragen lassen. Wir mußten wegen der für morgen bestimmten Abreise von Chamouny heute durchaus bis dorthin zurück; so blieben wir durch das Gehen in der gleichmäßigsten Bewegung und vermieden damit sicherlich eine sonst unausbleibliche Erkältung.

Zum Ueberflusse fing es jedoch bald wieder stark zu regnen an und hörte nicht eher auf, als bis wir gegen 8 Uhr in unser Hôtel in Chamouny traten. Zunächst kleideten wir uns hier, weil wir nunmehr Kleider und Wäsche zum Wechseln hatten, vollständig um, und gaben alles Nasse in die Trockenstube. Dann ließen wir uns mit der Behaglichkeit, welche in dem jetzt trocknen und reinlichen Zustande und in dem Gefühle der mancherlei glücklich überstandenen Anstrengungen und Gefahren uns erfüllte, ein treffliches Abendessen ganz ausgezeichnet schmecken. Wir hatten heute trotz des üblen Wetters doch so viel gesehen, genossen und erlebt, daß wir über die unaufhörlichen Klagen der um uns herum sitzenden zahlreichen Gäste des Hôtel, welche ohne Ausnahme den

heutigen Sonntag in der tödtlichsten Langeweile und ohne nur den geringsten Genuß zu finden, verlebt hatten, fast etwas lächeln mußten. Hier in Chamouny hatte es während des ganzen Tages ohne Unterbrechung geregnet und eine deutsche aus zwei Familien bestehende Gesellschaft, welche am späten Abende vorher hier erst eingetroffen war, und am andern Morgen wieder abreiste, hatte weder den Mont-Blanc, noch eine andere größere Höhe, wenn auch nur verschleiert, zu Gesicht bekommen können. Die Bedauernswerthen hatten in Chamouny nichts gethan, als gegessen, getrunken und geschlafen und so und ähnlich soll es hier sehr Vielen ergehen. Man erzählte uns von einer englischen Familie, welche sechs Wochen in Chamouny geblieben war, um die Spitze des Mont-Blanc nur wenigstens einmal zu sehen, und die doch endlich abzureisen gezwungen war, ohne ihren theuer bezahlten Wunsch erfüllt zu bekommen. Wie sehr hatte uns dagegen der Himmel begünstigt und gern wollen wir manches Unangenehme mit in den Kauf nehmen, da es uns doch nur beschwerlich aber im Genusse nicht hinderlich gewesen ist. Denn wir tragen in unserer Seele ein Bild des Mont-Blanc und seiner ganzen Umgebungen hinweg, das zu dem Schönsten und Großartigsten gehört, wie es die Bewohner dieses Thales selbst nur selten genießen.

Unsre Reise hatte in dem Thale von Chamouny ihren Höhepunkt erreicht. So schöne Genüsse uns das Ende dieser Reise auch immer noch brachte, so erfüllte uns doch fortwährend die Erinnerung an das herrliche

Chamouny-Thal und blieb unverändert kräftig und bedeutend. Wir mußten erst nach und nach alle die schönen Bilder ordnen und bei uns selbst in Ordnung legen, denn die Quelle der gehabten Eindrücke sprudelte Anfangs fast zu mächtig. So wurde und wird uns immer neuer Genuß in der Erinnerung an den Genuß. Ueberhaupt erregt das geistige Wiederleben einer Reise, die nicht ohne Beschwerde und Gefahr war, oftmals ein ungleich lebhafteres Vergnügen, als das Erlebniß selbst. Hier führte das zuweilen Unangenehme und Ungewisse des Augenblickes eine überwiegende Sprache; dort sehen wir nur das Gelungensein und wenn wir unsere Gedanken noch so weit hinaus in die Welt schicken, so fühlen wir durch sie wohl alles Schöne, aber ohne daß unser Körper die Ermattung und die Anstrengungen spürt.

Wir hatten uns schon früher, ehe wir nach dem Montenvers abgingen, zwei Plätze in dem ersten Coupé der täglich früh nach Genève abgehenden Berlines parisiennes gesichert. Es ist das eine ebenso bequeme als schnelle Gelegenheit. Die großen mit 5 und 6 Pferden bespannten Wagen können jedoch nur zwischen Sallenches und Genève fahren; auf den bergigen und engen Wegen zwischen Chamouny und Sallenches wird man von der Gesellschaft in kleinen Chars à banc befördert.

Wir fuhren Montag, am 26. Juli früh $8^1/_2$ Uhr von Chamouny ab. Unsere beiden braven Führer erwarteten uns, als wir in den kleinen Wagen stiegen, um nochmals Abschied von uns zu nehmen. Sie er-

zählten uns dabei, daß die beiden, von mir auf dem Jardin zurückgelassenen Herren erst so spät und so ermüdet auf dem Montenvers angekommen, daß sie gezwungen gewesen seien, dort nochmals zu übernachten. Der eine im Laufe der Nacht noch nach Chamouny zurückgekehrte Führer habe es ihnen erzählt und bemerkt, daß die Herren erst diesen Vormittag hier wieder eintreffen würden. Es that mir Leid, den guten alten Mann aus Genf nicht noch einmal gesehen zu haben. Er hatte in der That recht viel Freundliches und Liebenswürdiges. An den Jardin aber, und dabei doch wohl auch an uns, wird er gewiß noch lange denken.

Unser Wagen war der letzte, welcher expedirt wurde. Wir erreichten aber bald die anderen und zählten sechs kleine Wagen, deren Personen erst in Sallenches von der großen, bis 30 Passagiere fassenden Berline vereinigt wurden. Der Weg zog sich auf schmaler Straße nach Westen hin, erst später sich mehr nördlich wendend. Bis gegenüber der Cascade des Pelèrins war er uns bereits bekannt. Der schöne Glacier des Bossons mit seinen Obelisken und Säulen, später der Glacier du Taconnay und der Glacier du Gria — Alle von dem Mont-Blanc-Gebirge herunterkommend, flogen an uns vorüber, gestatteten aber durch ihre Größe und Ausdehnung dem Auge, lange auf ihnen zu ruhen. Erst später, als der Weg schroff thalabwärts führte, und die näheren, die Straße enger einschließenden Höhen die entfernteren verdeckten, verschwand die Aussicht auf die Umgebungen des Cha-

mouny-Thales. Die Arve stürzte und tobte mit uns steil bergab. Um 11$^{3}/_{4}$ Uhr waren wir, über eine große steinerne Brücke nach dem linken Ufer der Arve fahrend, in Sallenches angekommen. Vor der Brücke auf dem rechten Ufer liegt Saint Martin und nur die Brücke scheidet die beiden Orte. Von dieser aber hat man eine prachtvolle und berühmte Totalansicht des ganzen Mont-Blanc-Gebirges, nachdem der Blick auf dasselbe schon lange vorher verloren gewesen war. Eine breite Schlucht durch die Reihen der näheren Höhen bietet gerade von diesem Standpunkte aus die so gute und ausgedehnte Aussicht dar. Leider war der Himmel, obgleich er sich nach dem gestrigen Regen bedeutend aufgeklärt hatte, doch nicht so rein, um das schöne Bild ganz ungestört und ungetrübt genießen zu können; indessen war er hell und gut genug, um die großen Contouren des Gebirges bis in dessen höchste Spitzen zu beobachten. Dem Ganzen fehlte allerdings die Klarheit des Tages auf der Flégère; allein die gefällige Phantasie half nach, malte geschäftig die kleinen Lücken aus und vertraute uns ganz überzeugend, daß die Aussicht von der Brücke zu Saint Martin doch eine vorzüglich schöne und großartige sei.

Nach dem nicht besonderen Diner in Sallenches saßen wir nun in unsrer schönen, großen und bequemen Diligence, die, dreißig Personen in verschiedenen Abtheilungen fassend, mit sechs tüchtigen, mehr im Galoppe, als im Trabe laufenden Pferden bespannt, um 2 Uhr abfuhr. Der Weg ging wieder über die

Brücke nach Saint Martin, bog dann aber nach der linken Seite, während wir zuvor von der rechten hergekommen waren. So lieblich und schön auch fortwährend das Thal blieb, so gewährte es doch ein sehr angenehmes Gefühl, in solcher Eile und Schnelligkeit durch dasselbe zu fahren, besonders wenn man, wie wir aus dem vordersten Coupé, die Pferde laufen sieht, die beiläufig gesagt auf der ganzen Tour nur aus Schimmeln bestanden.

Wir kamen nach Cluses, das schon wie ein Vorhof von Genf bedeutende Uhrenfabrikation hat, und erreichten später Bonneville. Bei letzterer Stadt breitet sich die Gegend weiter aus; die Landschaft erhält einen lieblicheren Charakter; die Aussicht auf Schneehöhen ist völlig verschwunden, und dafür tritt das frische Grün der Weinberge in die Reihe. Eine schön gebauete steinerne Brücke führte uns auf das andere Ufer der uns noch immer begleitenden Arve. Die jetzt malerisch an die Weinberge angelehnte Straße ist mit ihren kühnen Aufmauerungen ein ganz bedeutender und imposanter Bau. Von nun an sollte das freundliche saftige Grün der Weinrebe unser bleibender Begleiter und zwar fast ohne alle Unterbrechung durch die ganze Strecke der Schweiz bis nach Basel werden und aus dieser, über alle Begriffe massenhaften Gewinnung des Weines läßt sich die fabelhafte Billigkeit der geringeren, und allerdings auch in der That höchst geringen Sorten und deren ungeheurer Verbrauch Seitens der untersten Volksklassen erklären. Das Bier bei uns ist weit kostbarer, als hier der

Wein. Die besseren Gewächse, selbst wenn sie im Inlande gewonnen werden, behalten allerdings auch hier einen außer allem Verhältnisse stehenden hohen Preis.

Wir kamen an das Sardinische Grenzamt, in welchem die Pässe für den Austritt visirt werden. Die Grenzwache, welche wir bei dem Eintritte in das Land an der Douane zu Argentière nicht gefunden oder wenigstens nicht gesehen hatten, imponirt durch eine sehr schmucke, an die Kaiserzeit des ersten Napoleon erinnernde Uniform. Nach dem Aufenthalte, den jene Formalität erforderte, gelangten wir bald, und zwar schon ganz in der Nähe von Genf auf Schweizergebiet.

Es war 8 Uhr, als wir in Genf ankamen. Wir suchten und erhielten sofort ein schönes nach dem See gelegenes Zimmer in der ersten Etage des großen und prachtvollen Hôtel des Bergues, das unbedingt unter den besten Gasthöfen der Schweiz eine der ersten Reihen einnimmt.

Während wir uns an die eben stattfindende Table d'hôte begaben, hatte ich zu der Post nach meinem von Thun hierher gerichteten Koffer und nach Briefen geschickt. Der Koffer kam, aber keine Briefe, die ich hier so bestimmt erwartet hatte. Ich vertröstete mich inzwischen auf den andern Tag, den wir noch als Rasttag in der schönen Stadt Genf verleben und gleichzeitig festlich begehen wollten, weil an ihm einstens unsere älteste Tochter geboren worden war.

Das Erste, das wir an dem Morgen des 27.

Juli vornahmen, war, den bei unseren Kindern weilenden Gedanken eine Brücke zu bauen. Wir schrieben Beide vollen und Gott dankenden Herzens an unser theures Geburtstagskind. Dann promenirten wir bei ganz schön und heiter gewordenem Wetter, während ich unsern Brief selbst auf der Post bestellte, planlos durch die Straßen der Stadt. Genf liegt an dem Ausflusse der Rhone aus dem Genfersee, welcher Fluß die ganze Länge des See's durchschnitten hat, und ist eine schöne, in der Breite der Wasserufer sogar prachtvoll gebauete Stadt. Die vorzüglichsten und stets besuchten Promenaden sind die ganz in der Nähe von unserem Hôtel befindlichen hängenden Brücken, welche die kleine im See befindliche Insel, die Rousseau-Insel, auf zwei Seiten mit den Uferdämmen, auf welchen Genf steht, verbinden. Es herrscht auf diesen, auch für Wagen fahrbaren Brücken, so wie auf den nahen Ufern ein fortwährend sehr reger Verkehr, der durch den der Insel gegenüber gelegenen Anhaltepunkt der Dampfboote an Lebhaftigkeit noch mehr gewinnt. Von den Brücken selbst hat man eine herrliche Aussicht, einestheils nach den Quais der Stadt und ihren Palästen, anderntheils nach dem großen blauen See und seinen reizenden Ufern. Genf hat mehr als 32,000 Bewohner, von denen der siebente Theil lediglich von und durch die Uhrmacherkunst lebt. Eine, den Norddeutschen auffallende Eigenthümlichkeit ist die Form der Schornsteine auf den Häusern. Die Esse tritt in großer breiter Gestalt aus dem Dache und aus ihr hervor ragen 5 — 10 kleinere Rohre, die nach

allen Seiten und in den unregelmäßigsten Richtungen vor und zurück, so wie sie Zufall oder von einander unabhängige Zweckmäßigkeit hingestellt hat, empor blicken. Wahrscheinlich hat jede einzelne Feuerung des Hauses ihr eignes Rohr, das neben allen andern durch die Schornsteine bis hinauf zu Tage geführt ist. Ich fand augenblicklich keine Gelegenheit, und vergaß es später, mich deshalb näher zu erkundigen. Ist meine Vermuthung daher, die ich aber auch nur als eine solche hinstelle, unrichtig, so mögen das die Erschaffer jener sonderbaren Architektur verantworten. Eine zweite uns fesselnde den südlichen Ländern angehörende Eigenthümlichkeit ist die Benutzung der Straßenräume zu allen möglichen Arbeitstätten, wodurch der Verkehr eine um so regere und beweglichere Folie erhält. Alles, was sich halbwege dazu schickt, wird hier öffentlich auf den Straßen und vor den Häusern vorgenommen. Nicht nur, daß Handwerker, wie Schuhmacher, Schneider, Sattler, Klempner u. s. w. ihre Geschäfte ungenirt auf der Straße treiben, es wird auch ebendaselbst von Frauen Wäsche gewaschen, Geschirr gereinigt, so wie genäht und gestrickt. Es ist nicht zu leugnen, daß in dieser Gewohnheit etwas anziehend Lebendiges und scheinbar Betriebsames liegt; ich halte aber doch dafür, daß im Ganzen in Folge der vielen Störungen und Abziehungen, welche der offene Platz bietet, nicht so viel hier geschaffen werden dürfte, als in unseren geschlossenen, der Zerstreuung unzugänglicheren Arbeitsräumen. Wir ergötzten uns inzwischen an dem bunten Treiben.

Da wir heute, als vollkommene Beherrscher unserer Zeit, erst die Haupt-table d'hôte um 5 Uhr benutzen wollten, um der Erinnerung an unsre kleine Geburtstägerin eine Libation zu weihen, so war uns, nachdem wir uns genügend herumgetrieben hatten, immer noch viel Zeit bis dahin übrig. Ich miethete deshalb einen Fiacre, um nach Ferney, dem ehemaligen Landsitze Voltaires, zu fahren. Ich muß gestehen, daß das weniger aus Anhänglichkeit an den berühmten Philosophen geschah, als weil man mir die reizende Lage jenes Hauses nicht genug rühmen konnte. Man fährt nördlich von Genf ungefähr eine Stunde bis Ferney und gelangt sehr bald über die Schweizergrenze auf französischen Grund und Boden, denn Ferney liegt in Frankreich. Das französische rothbebeinkleiderte Militair, das hier steht, so wie das dicht neben der Hauptwache liegende Jesuitenkollegium, dessen schwarzbelangrockte Bewohner so eben die Schuljugend entließen, deuteten uns allein das andere Land an. Sprache, Gebräuche und Sitten sind schon in der ganzen westlichen Schweiz durchaus französisch. Es war gut gewesen, daß unser Besuch in Ferney weniger der Erinnerung Voltaires, als der Lage des Ortes gelten sollte, denn ersterer konnten wir gar nicht genügen, weil das Haus des Dichters unzugänglich war, indem es so eben restaurirt wurde. Den Garten daran fanden wir hübsch angelegt und eine Terrasse in demselben bot eine herrliche Aussicht auf die Umgegend und namentlich auf das liebliche sich auf der ganzen Grenze zwischen Frankreich und der Schweiz hinziehende Juragebirge.

Nach Genf zurückgekehrt, besuchten wir noch die kleine Rousseau-Insel und betrachteten das auf ihr errichtete Denkmal von Rousseau, dessen Bildsäule sitzend dargestellt ist. Ich wurde in meinen schon längst gefaßten Ansichten, daß sitzende Figuren nie einen imposanten Eindruck machen, hier von Neuem bestärkt. Der Bildhauer sollte den Menschen immer aufrecht hinstellen; es entfaltet sich dabei, und namentlich unter kolossalen Verhältnissen weit besser die Kraft und Würde der Figur, während eine sitzende Gestalt stets etwas Müdes und Gedrücktes hat, und den gleichen diesem entsprechenden Eindruck macht.

Am Mittwoch, den 28. Juli früh 8 Uhr fuhren wir mit dem Dampfboote ab; ich hatte Billets bis Auchy genommen, das der Landungsplatz für die 1/4 Stunde von dem Ufer entfernte Stadt Lausanne ist. Der Himmel war nicht ungünstig; die Höhen und Fernen erschienen indessen umflort und die weitesten Punkte, wie der Mont-Blanc, der bei hellem Wetter von dem nächsten Theile des See's durch die Thalschlucht, aus welcher die Arve heraustritt, vollkommen sichtbar ist, blieben heute den Blicken ganz entzogen. Besser und sogar reizend war die Aussicht nach Norden auf das Juragebirge, das sich malerisch und in geeigneter Entfernung von dem See hinzieht, so daß es zwischen seinen Höhen und dem Ufer noch einen hinreichend ebenen Raum läßt, darauf die anziehendsten Bilder reicher Villen, Ortschaften, Gärten, Büsche und ganz besonders lachender Weinanpflanzungen zu entfalten. — Es wehte jedoch ein überaus heftiger

Wind, der eine dergestalt starke Wellenbewegung hervorbrachte, daß man sich dadurch weit eher auf das offene Meer, als auf einen Binnensee versetzt fühlte. Die Wirkung davon blieb sogar bei mehreren anwesenden zarten Dämchen nicht aus, denn diese nahmen plötzlich eine auffallend blasse Gesichtsfarbe an, und litten ganz offenbar an den ersten Symtomen der Seekrankheit. Wir fuhren längs der nördlichen Küste des Sees hin, welche noch kurze Zeit das Gebiet des Canton Genf und später das des Canton Waadt umfaßt. An dem ganzen südlichen Theile des See's zieht sich Savoyen hin und das östliche Ende begrenzt der Canton Wallis. Hier an der äußersten Spitze im Osten tritt die Rhone in den See, fließt durch seine ganze Länge und verläßt ihn wieder an seinem westlichsten Punkte, bei Genf. Der See ist 17 Stunden lang. Bekannt ist er gleichfalls unter dem Namen Lemaner-See, Lac Léman. Diese bedeutende Wasserfläche bildet mit ihren herrlichen Ufern, auf denen sich nach Savoyen und Wallis hin ungeheure Felsenhöhen, nach Norden und Westen hin das Juragebirge und die prächtigen Weinhügel erheben, ein vollendet schönes Landschaftsgemälde, das durch die zahlreichen, lebendigen Ortschaften, und ganz besonders durch die außerordentlich reine blaue Farbe des See's in allen Richtungen hin die heitersten Anziehungspunkte enthält. Nachdem an verschiedenen Orten Passagiere abgesetzt und eingenommen worden waren, erreichten wir 11 $^1/_2$ Uhr den Hafen von Auchy. Hier wartete eine Anzahl Omnibus, um die Reisenden nach Lausanne zu

bringen. Diese, auf einer mäßigen Anhöhe gelegene Stadt, hatte mit ihrer prachtvollen Kathedrale schon von dem See aus unsre ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Wir waren um 12 Uhr in Lausanne und traten in dem Hôtel Gibbon ab. In dem Gartenpavillon dieses Hauses, von welchem man einen herrlichen Blick nach dem großen See hat, vollendete der berühmte englische Geschichtsschreiber Gibbon seine römische Geschichte und ihm zu Ehren, und um der englischen Eitelkeit im wohlberechneten eigenen Interesse zu huldigen, hat man dem Hause dessen Namen gegeben.

Mein erstes Geschäft in Lausanne war, mir Plätze für den am Abende nach Basel abgehenden Eilwagen zu sichern. Da man mir aber sagte, daß von hier aus zu fast gleicher Stunde Eilwagen auf zwei verschiedenen Routen, der eine über Neufchâtel, der andre über Bern expedirt werden, die sich am nächsten Tage in Brienne wieder vereinigen und daher eine gleichzeitige Ankunft in Basel haben, so überließ ich es, bei meiner gänzlichen Unkenntniß in dem vorliegenden Falle, dem Postschreiber, mir zu sagen, welcher der beiden Routen er als der interessanteren und annehmbareren den Vorzug gäbe. Mir war es ja ganz gleichviel. Weil er mir nun die Reise über Neufchâtel anrieth, so nahm ich über diesen Ort meine Billets. Der Wagen ging erst Abends 7³/₄ Uhr ab, und der Nachmittag ließ uns Zeit genug übrig, die schöne Stadt in größter Ruhe zu betrachten.

Lausanne ist die Hauptstadt des Canton Waadt und liegt, ¹/₄ Stunde von dem Genfer See, auf

einer kleinen Anhöhe in einer überaus reizenden Gegend, mitten zwischen grünen Weinbergen und schönen Fruchtgärten. Sie zählt 16,000 Bewohner. Eine tiefe Schlucht trennte früher zu großer Unbequemlichkeit der Bewohner inmitten der Stadt die zwei Haupttheile derselben; jetzt führt eine schöne herrlich gebaute Brücke von dem einen Theile zu dem andern und zieht sich stolz über die wenigen in der Tiefe selbst liegenden Häuser hinweg, so daß Jeder, der eben nicht dort hinunter will, nunmehr einen ebenen und vorzüglichen Weg oben herüber hat. Diese Brücke und die Kathedrale bilden die ersten Sehenswürdigkeiten in Lausanne. Aber mehr als das zog uns die herrliche Promenade an, welche eine unvergleichlich schöne Aussicht nach dem See hin offen legt. Dieselbe Aussicht bot uns später auch der Garten unseres Hôtel. Vor uns, hinab bis an den blauen See lagen die frischen Weingärten; unten am Ufer das malerisch reizende Auchy mit seinem gemauerten viereckigen Thurme; daneben fesselte der kraftvolle Baumwuchs eines ausgedehnten englischen Parkes das Auge. Etwas näher oben nach der Stadt zu ragte der in modernem Style gebaute Thurm der englischen Kirche aus dichten Baumgruppen hervor. Den großen Hintergrund über dem See drüben bildeten die Bergmassen von Savoyen. Leider war die Aussicht auf diese Fernen immer noch nicht viel reiner geworden, als sie am Morgen von dem See aus war. Nach Osten hin konnten wir zwar die Gegend von Vevay sehen, den Ort selbst aber deckt von hier aus eine vor-

stehende Höhe. Weiter rechts hin schimmerten uns aber von dem Ufer des See's die weißen Gebäude des Schlosses Chillon entgegen. Der Wind hatte sich gelegt und der Mittelpunkt des großen Gemäldes, der schöne blaue Spiegel des See's, lag in seiner ganzen Ausdehnung und in wundervoller Klarheit unter uns.

Wir brachten den spätern Theil des Nachmittags in dem Garten des Hôtel zu, um uns vorzugsweise und so lange als möglich an jener Aussicht zu weiden, nahmen dann noch ein kleines Nachtessen ein und setzten uns Abends 7$^{3}/_{4}$ Uhr in das Coupé der Diligence. Der Weg bog von Lausanne erst westlich und zog sich dann später mehr nördlich. Er gestattete uns dadurch in seiner ersteren Richtung noch lange eine schöne Aussicht nach dem Genfer See, der, besonders als es nun dunkel wurde, reizend in dem magischen Dufte der Mondscheinbeleuchtung dalag. Wir fuhren durch Yverdon. Hell beschien der Mond die stillen Häuser. Es war nach Mitternacht, als wir an den Neufchâteller See gelangten. Seine Spiegelfläche blieb nun fortwährend an unserer rechten Seite und deren ganze große Ausdehnung leuchtete herrlich in den Mondstrahlen, die sich glänzend in dem Wasser brachen.

Um 3 Uhr früh fuhren wir mit unsrem Wagen mitten in die große Remise des Posthauses zu Neufchâtel hinein. Hier erlebten wir Etwas, das ich gewissermaßen als eine Warnung vor den Schweizer Postbeamten und Posteinrichtungen erzählen muß. Der Conducteur öffnete die Wagenthüre — in unse-

rem Coupé saß außer uns Niemand — und sagte, daß wir den Wagen verlassen müßten, weil die Post nach Basel erst 7$^1/_2$ Uhr früh abginge. Diese Eröffnung, von welcher man uns in Lausanne nicht ein Sterbenswörtchen gesagt hatte, überraschte uns um so unangenehmer, als ich vollständig unbekannt in Neufchâtel war, und, auf einen Aufenthalt daselbst nicht vorbereitet gewesen, keine Adresse eines Gasthauses besaß, in welchem wir die uns aufgedrungenen ungefähr vier Stunden Zeit verweilen konnten. Denn das wurde uns zugleich sehr inhuman bedeutet, daß man uns den Aufenthalt auf der Post selbst, etwa in dem Passagierzimmer, nicht gestatten dürfe. Auf alle meine Fragen nach einem Unterkommen hatte man nur die Antwort: „il y a ici beaucoup des Hôtels, vous en trouverez déjà.“ Die republikanische Ungefälligkeit der auf der Post befindlichen Leute, welche das Abpacken des Wagens besorgten, und welche so schnell als möglich wieder schlafen gehen wollten, war so colossal, daß man, als wir uns umzusehen vor die Thüre getreten waren, diese zuwarf und sogleich abschloß. Da standen wir nun in einer fremden, uns völlig unbekannten Stadt auf der gänzlich menschenleeren Straße und bei dunkler Nacht, die der Mond nur so weit erleuchtete, daß wir die Umrisse der Häuser gerade erkennen konnten. Es war doch unmöglich, vier Stunden lang bei Nacht spatzieren zu gehen; schon für meine Frau mußte ich in jedem Falle ein Unterkommen haben. In diesem unangenehmen Augenblicke entdeckte ich der Post gegenüber, als sich die

Augen etwas an die Finsterniß gewöhnt hatten, die Firma eines Gasthauses: Hôtel de la Couronne. Eiligst klingelte ich an dem Hause. Anstatt aber die Thüre geöffnet zu bekommen, wurde blos ein Stück Laden in dem Parterregeschosse aufgemacht, und eine schlaftrunkene Stimme krächzte heraus: „il n'y a plus de place; toutes les chambres sont occupées!“ Ohne von uns eine Gegenvorstellung abzuwarten, warf man den Laden sogleich wieder zu, und verschloß uns mit diesem die Möglichkeit, in jenes Haus zu gelangen. Auch die Geduld eines Deutschen kann zu Ende gehen; in mir fing sich das Gefühl der Wuth zu regen an. Aber was thun! Wo ein schützendes Obdach finden! Da trat glücklicherweise der Conducteur aus dem Posthause. Von diesem verlangte ich jetzt in einem sehr entschiedenen Tone, daß er uns sofort ein Unterkommen verschaffen müsse, weil die Post nicht verlangen könne, daß die Passagiere auf die Straße geworfen würden und ich mich bitter darüber beschweren werde. Der Mann war nunmehr wenigstens so vernünftig, mir zu sagen, daß ich allerdings schwerlich ein Unterkommen in einem Hôtel finden werde, weil sich derartige Fälle fast in jeder Nacht wiederholten, und man von Gästen, die sich zu dieser Zeit nur ein paar Stunden aufhalten könnten, nicht viel Genuß, aber desto mehr Störung hätte. Es wäre aber in der Nähe ein Kaffehaus, nach welchem er jetzt selbst ginge; dort würden wir eingelassen werden, könnten aber natürlich weder Bett noch Zimmer bekommen. Schon der Gedanke, ein Obdach zu finden, einen Schutz gegen die feuchten

Küsse der Nacht, war uns Musik; so weit können sich durch besondere Umstände und Situationen die Ansprüche der Menschen herunterspannen! Wir schritten nach einer Seitengasse; der Conducteur klingelte und bald öffnete ein Frauenzimmer die Thür. Hier wurden wir freundlich und durchaus nicht verdrießlich aufgenommen; man schien sich auch nicht im Geringsten über unsern späten Besuch zu verwundern; man schien sogar an diese Vorfälle gewöhnt zu sein. Die Räumlichkeit, in welche wir eingelassen wurden, bestand aus einer großen Gaststube, die noch vom Abende her mit allerhand Bier- und Tabackdunst erfüllt war und nicht besonders einladend aussah. Die Madame jedoch, die uns selbst den bestellten Kaffe bereitete, war artig und nach einigen von unserer Seite wieder artig entgegneten Worten bald so zuvorkommend, meiner Frau, damit diese wenigstens etwas ruhen könne, einen Platz auf dem Sopha einer kleinen Nebenstube anzuweisen. Da auch der Conducteur, nachdem er zu seinem besonderen Vergnügen eine Flasche Bier getrunken, sich entfernte, so saß ich bald bei einem Stümpfchen matten Talglichtes allein in der großen Stube und hatte jetzt Muse und Langeweile genug, dieselbe einer gründlichen Betrachtung zu unterwerfen. Es mußte am vorigen Abende eine zahlreiche Gesellschaft hier gewesen sein; man ersah das aus den vielen Spuren von Cigarrenasche, so wie aus den zahlreichen Bierverschüttungen, welche in ihren klebrigen Fragmenten auf den Tischen und Bänken zu finden waren. Die Meubles standen zudem in

jener klassischen Unordnung umher, wie sie eben bei dem Aufbruche einer Gesellschaft durch den Zufall bewirkt wird und warteten noch der reinigenden und ordnenden Hand. Zeitungen, ausschließlich Schweizer Blätter und zwar vorzugsweise in entschieden radicaler Tendenz lagen wild zerstreut umher. Ich schloß daraus, so wie aus dem Charakter aufgehängter werthloser Bilder, daß hier wohl das Versammlungslokal einer politischen Parthei sein müsse, wie das ja in der Schweiz aller Orten und gesetzmäßig stattfindet. Es schien mir ferner, nach dem Aeußeren des Zimmers und nach dem Inhalte der Zeitungsblätter, so wie in nicht ganz untergeordneter Rolle nach den Abdrücken schmutziger Finger auf dem Papiere der letzteren zu urtheilen, ein radikales und daher, bei dem in Neufchâtel eben heftig stattfindenden Meinungskampfe, ein antipreußisches Hauptquartier zu sein. Möglich, daß ich mich hierbei irre, doch nehme ich es keineswegs an und hätte wohl einen Blick in die Gesellschaft des vorigen Abends werfen mögen, denn gerade jetzt würde bei der großen Aufregung, welche nach den neuesten Schritten Preußens für und wider in Neufchâtel herrschte, manches interessante Studium zu machen gewesen sein.

Bei dem Herumstöbern in den Blättern stieß ich zufällig auf einen Postbericht von Neufchâtel, aus welchem ich ersah, daß die Post nach Basel um 6 Uhr früh abgeht. Wir waren 7½ Uhr bestellt und der Postbericht war vom 1. Juli datirt, also ganz neu. Ich eilte sogleich hinaus, um die in der Küche noch

beschäftigte Wirthin zu befragen und vernahm von dieser, daß die Post wirklich um 6 Uhr abginge und die in der Stube liegende Tabelle ganz richtig sei. Das war mir doch zu arg! Und weil nun der Tag bereits zu grauen anfing, so machte ich mich sogleich auf den Weg, um die bestimmte Auskunft von dem Postamte selbst einzuziehen. Dort war aber noch Alles verschlossen und kein Mensch zu erspähen. Ich unternahm daher, um die, auch bei einem um 6 Uhr stattfindenden Abgange noch hinreichende Zeit besser auszufüllen als mit dem Aufenthalte in dem dunstigen Zimmer, inzwischen eine Promenade durch die Stadt und an den See. Ich wandelte sehr allein mit meinem Aerger durch die Straßen von Neufchâtel; die 6500 Bewohner des Ortes mochten wohl fast sämmtlich noch schlafen; der mit bewölktem Himmel angebrochene Tag schien nicht das geringste Leben entwickeln zu wollen. Die Stadt besitzt schöne Gebäude, welche größtentheils ein reinliches und freundliches Gesicht haben; die nach dem hochgelegenen Schlosse führenden Straßen gehen steil und winklich aufwärts. Aus der Stadt kam ich an das Ufer des unweit unseres Kaffeehauses liegenden See's, der in großer ruhiger Fläche vor mir hingegossen war. Hier sah ich doch endlich einige menschliche Gestalten, ein paar Landbewohner, die ihre Erzeugnisse auf einem unmittelbar an dem See liegenden freien Platze aufstellten und mich vermuthen ließen, daß heute in Neufchâtel Markttag sei. Mehrere Nachen schwammen dem Ufer mit einer noch weiteren Anzahl von Landleuten zu.

Hinter ihnen erblickte ich ein sich gleichfalls dem Ufer näherndes größeres Segelschiff, doch konnte ich dessen Ankunft nicht abwarten, weil es bereits 5 Uhr geworden war. Ich eilte wieder nach dem Posthause, und traf hier endlich auf einen schlaftrunkenen, dem Bette eben und wie es schien sehr ungern entstiegenen Expedienten, der mir nun bestätigte, daß der Abgang des Eilwagens (?) nach Basel allerdings um 6 Uhr stattfände. Da unser früherer Conducteur, der mich so unverantwortlich falsch berichtet hatte, die Diligence nicht weiter begleitete und in dem Posthause nicht mehr anwesend war, so blieb mir nichts weiter übrig, als mich über seine große Nachlässigkeit bitter zu beschweren, weil diese ohne einen mich begünstigenden Zufall möglicherweise von den unangenehmsten Folgen für uns hätte werden können. Der Expedient meinte aber sehr ruhig und wahrhaft gutmüthig dazu: „Ah, Monsieur, on peut se tromper!“ —

Ich schüttelte die Gedanken an das Vorhergegangene in der Freude ab, nun endlich doch die sichere Aussicht zu haben, vorwärts, und heute Abend noch bis dicht an die Grenze Deutschlands zn kommen, denn die Sehnsucht nach Hause, die immer in den letzten Tagen einer, wenn noch so schön gewesenen Reise mächtiger eintritt und die ich jetzt nach den gehabten Unannehmlichkeiten vielleicht um so lebhafter fühlte, drängte meinen Geist vorwärts, zumal mir die in Genf erwarteten Briefe der Meinigen ausgeblieben waren.

Ich eilte nach dem Kaffehause zurück und ließ

$5^1/_2$ Uhr meine Frau wecken, die sich weidlich wunderte, aber gewiß auch recht froh war, früher als erwartet, vorwärts zu kommen.

Um 6 Uhr verließen wir Neufchâtel und fuhren in nördlicher Richtung noch ein Stück längs des See's aber unausgesetzt zwischen grünen Weinbergen weiter. Der Himmel blieb düster; zuweilen regnete es, doch hatten wir hier keine Fernsicht zu verlieren und saßen trocken und bequem in unserm Coupé. Wir kamen nach $1^1/_2$ Stunden bei Neuveville an den Bienner See. Dieser blieb uns wie früher der See von Neufchâtel dicht zur rechten Hand bis Bienne, das wir $9^1/_2$ Uhr erreichten. Fortwährend hatten wir links Weinberge und rechts bis an das nahe Ufer des See's Weingärten zur Seite gehabt. In Bienne mußten wir die Diligence von Bern erwarten und von hier an datirte sich eine neue Unannehmlichkeit für uns, an welcher wieder der Postschreiber in Lausanne Schuld war, weil er uns diese Route, und nicht jene über Bern empfohlen hatte. Es haben nemlich die Reisenden, welche von Bern kommen, den Vorzug der Plätze, und weil der Wagen vollständig besetzt eintraf, und unglücklicherweise alle Passagiere bis Basel blieben, so hatten wir die schöne Aussicht, auf der ganzen, noch aus acht Stationen bestehenden Strecke, mittelst Beichaisen befördert zu werden. Unberücksichtigt, daß auf jeder Station die Beiwagen gewechselt werden und daß die Witterung sich nunmehr wirklich in einen ganz hübschen Landregen gefunden hatte, durch welchen Umstand das Aus- und Einsteigen vor den Posthäu-

sern nasse Füße zur Folge haben mußte, so wird doch gewiß Jeder von dem Entsetzlichen dieser Art des Reisens überzeugt sein, wenn er die Beichaisen überhaupt, und die Schweizer Beichaisen insbesondere kennen zu lernen die traurige Gelegenheit gehabt hat. Wir hielten die Sache aus bis Malleray, in welchem Orte das Mittagsessen genossen wird. Hier nahm ich aber Rücksprache mit dem Conducteur, weil meine Frau in der That sehr angegriffen war und keinen Bissen bei Tische genießen konnte, und fand in diesem glücklicherweise einen verständigen Mann, der es vermittelte, daß wir aus Rücksicht gegen meine Frau von hier aus Plätze in dem Hauptwagen erhielten, und also bis Basel ferner unbelästigt blieben.

Unser Weg nahm von Malleray weg einen ganz andern Charakter an. Die freundlichen Weinberge verschwanden, wir bogen in das schöne romantische Münsterthal ein. Große schwarze Felsen schlossen den Weg eng ein; wir fuhren sogar unter einem natürlichen Felsenthore hinweg, das durch die über den Weg von einer Seite zu der andern hängende Steinmasse gebildet wurde. Das dunklere Grün des Nadelholzes gab der Gegend ein durchaus anderes Aussehen, als das, an welches wir bisher in der Schweiz gewöhnt waren; es tauchte mehr, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein deutscher Charakter hier auf, wie ihn unsere Gebirgsgegenden tragen. Trotz des strömenden Regens, der erst gegen 5 Uhr Nachmittags aufhörte, erfreute sich doch das Auge an den colossalen Umrissen der dunklen prächtigen Felsenpar-

tien. Ein paar Stationen vor Basel verließen wir wieder das romantische Münsterthal und fuhren durch gute, fruchtbare und wohlangebauete Gegenden, die von der rauschenden Birs bewässert werden, weiter. Abends 8 Uhr trafen wir in Basel ein. In dem Hôtel zu den drei Königen konnten wir nur noch ein Zimmer in der dritten Etage erhalten, so voll war das Haus, und bald nach unserer Ankunft mußte für heute Alles abgewiesen werden.

Da wir in Folge der mit so vielen Unannehmlichkeiten verknüpft gewesenen Reise von Lausanne bis Basel ziemlich erschöpft waren, beschlossen wir, uns durch einen Tag Aufenthalt hier für die uns noch bevorstehende große Eisenbahntour zu stärken. Wir verlebten also Freitag, den 30. Juli vollständig in Basel. Es läßt sich von unseren Spatziergängen durch die reiche, größtentheils noch alterthümlich gebauete Stadt, mit welchen wir den Tag ausfüllten, nichts Besonders oder Neues erwähnen. Als einen sehr interessanten Punkt habe ich die sogenannte „Pfalz" zu bezeichnen. Es ist das eine hohe Bastei oder Terrasse, auf welcher früher eine Pfalz gestanden hat; jetzt ist hier nur ein freier, von Bäumen beschatteter Platz, von welchem man eine schöne Aussicht hinunter nach dem, den Fuß der Bastei bespülenden Rheine, so wie hinüber nach dem jenseitigen Ufer desselben hat. Der Rhein trennt Basel in zwei Theile, welche durch eine hölzerne, nicht schöne Brücke mit einander verbunden sind. Der uns jetzt — von der Pfalz aus betrachtet — gegenüber liegende Theil ist aber der weit unbe-

deutendere. Wir konnten ihn und die nach ihm führende Brücke vollständig übersehen; bei der Höhe unseres Standpunktes aber vermochte das Auge noch weiter hinaus zu schweifen, über die Stadt hinweg nach den fernen blauen Bergen, so weit diese der düstere Himmel sehen ließ. Neben der Pfalz steht der uralte Münster, ein ehrwürdiges Denkmal, dessen Ornamente, zum Theil aus fabelhaften Thiergestalten gebildet, an den Geschmack einer grauen Vorzeit erinnern.

Basel hat 25500 Bewohner und treibt einen sehr bedeutenden Handel, welcher die Stadt zu der reichsten der Schweiz gemacht hat. Das Wetter des letzten Tages, den wir auf Schweizerboden verlebten, war wie schon erwähnt nicht besonders schön und von einzelnen, häufig wiederkehrenden Regengüssen begleitet. Unsere Reise war aber als vollendet zu betrachten; der Himmel hatte uns für die Dauer derselben fast anhaltend das herrlichste Wetter gewährt. Nach allen uns später zugekommenen Nachrichten ist die Witterung in der Schweiz von jetzt an stets unfreundlich geblieben, und die Reisenden, die nach uns gekommen sind, überbieten sich einander an Klagen. —

Sonnabend, am 31. Juli, früh $5^1/_2$ Uhr fuhren wir mit dem Omnibus nach Haltingen. Von hier, dem ersten deutschen Orte, geht die Badische Eisenbahn weg. Um 7 Uhr führte uns die Locomotive auf derselben durch das liebliche Rheinthal dem Norden zu. Der Rhein fließt Anfangs dicht neben der Bahn; später entfernt er sich mehr und mehr, und tritt, nachdem er verschwunden, nicht wieder in den

Gesichtskreis der auf der Eisenbahn fahrenden Reisenden, wenn er auch stets in nicht großer Entfernung längs der Schienen bleibt. Der Weg zieht sich zwischen Weinbergen, fruchtbaren Auen und Feldern weiter. Baden ist ein reiches herrliches Land! — Auf unsrer rechten Seite lag die Kette der Schwarzwälder Vorberge. Wir sahen manche alte, malerisch in den Bergen gelegene Burg, manchen heitern hübschen Ort. Das ganze Bild lag da wie ein schöner Park und man fühlte es, daß hier jetzt eine gesunde Luft weht. An den Gifthauch von 1849 erinnerten nur noch die historisch gewordenen Namen der Orte, an welchen wir näher oder ferner vorüberflogen, wie Lörrach, Kandern, Schliengen u. s. w. Was soll ich aber alle die Städte aufzählen, an denen wir vorüberkamen! Jeder der eine Landkarte in die Hand nimmt, wird bei dem Lesen der Orte eben soviel wissen, als ich bei dem Sehen derselben. Ich werde daher kurz sein.

Aus Freiburg sahen wir die prachtvolle steinerne Pyramide des Domthurmes hervorragen. Der Dom soll, wie es heißt, eine der ältesten Kirchen Deutschlands sein. Von der Station Appenweyer geht eine Zweigbahn nach Kehl (Straßburg) ab; von der Station Oos eine gleiche nach dem herrlichen Baden-Baden, das uns noch aus einem früheren Besuche in der angenehmsten Erinnerung lebte. Bald nachher kamen wir an der Festung Rastatt vorüber. Noch hatten wir keine Gelegenheit finden können, um uns durch etwas Speise und Trank zu stärken, denn die Einrichtungen sind hier bei Weitem nicht so praktisch als in Nord-

deutschland, wo nach einer längeren Eisenbahnfahrt von mehreren Stunden immer einmal ein größerer Aufenthalt von 10 Minuten an einer geeigneten Station stattfindet. Wir hofften sicher auf einen hinreichenden Aufenthalt in Carlsruhe, als der Hauptstadt des Landes, aber auch damit waren wir getäuscht. Man versäumt hier zu viel Zeit mit dem zwar kurzen, aber immer noch zu gedehnten Aufenthalte an einer Unmasse kleiner Stationen; man sollte hier die Zeit besser zusammennehmen, um bei einer Dampffahrt, welche die ganze Länge eines Tages in Anspruch nimmt, wenigstens einmal ordentlich zu einem Mittagsessen anzuhalten, und wenn es nur 20 Minuten wären.

Um 4 Uhr waren wir in Heidelberg und fuhren sofort von hier auf der Main-Neckar-Eisenbahn weiter.

Schlag 7 Uhr waren wir in Frankfurt am Main. Wir hatten schon vorher beschlossen, in dieser Stadt zu übernachten und heute nicht mehr mit dem, laut Tarif sich hier an unsere Fahrt anschließenden und noch bis Gießen gehenden Zuge weiter zu reisen. Wer es aber Willens gewesen, weil er von der Zeit gedrängt wurde, wie ein mit uns von Basel kommender Reisender, und wem es wichtig war, 12 Stunden früher nach Berlin oder Leipzig zu gelangen, der hatte hier Gelegenheit, sich einmal wieder recht über die deutsche Einigkeit zu freuen, die selbst durch die Direktionen der Eisenbahnen vollkommen repräsentirt

wird. Schlag 7 Uhr, als wir eintrafen, (nach dem Tarife sollte es allerdings 30 Minuten früher sein,) sahen wir gerade den Zug der Main-Weser-Bahn von dem dicht neben dem Unsrigen liegenden Bahnhofe abdampfen, gleichsam zum Hohne für diejenigen, welche gern noch weiter gewollt hätten. Diese dem Interesse der Frankfurter Gastwirthe ganz absonderlich holde Einrichtung von zu kurz gemessener Frist, während ein etwas später gesetzter Abgang, weil an demselben Abende nur noch ein bestimmtes Ziel zu erreichen war, Niemandem Nachtheil bringen würde, verdient eine ernstliche Rüge; ebenso aber auch das unverantwortliche Zögern auf den Bahnen vorher, durch das der Anschluß versäumt wurde. Man will sich jedoch einander, etwa dem allgemeinen Besten zu Liebe, kein Opfer bringen; man will unabhängig von einander dastehen und das Publikum bezahlt den Schmaus. Es ist im Kleinen gerade wie im Großen! —

Auf der Main-Weser-Bahn — von Frankfurt bis Guntershausen — scheint man sich, wenigstens damals, im Langsamfahren üben zu wollen. Etwas Langweiligeres, als auf dieser Strecke zu fahren, läßt sich schwerlich denken. Uns wurde das Vergnügen am Sonntage, den 1. August von früh 8 Uhr 15 Minuten an, zu welcher Zeit der Train Frankfurt verließ, bis Nachmittags 4 Uhr um in einer Tour bis Guntershausen zu fahren, dabei nur an zwei bemerkenswerthen Städten, Gießen und Marburg, vorübersäuselnd. In Guntershausen trafen wir auf die von

Kassel nach Gerstungen führende Friedrich Wilhelms Nordbahn, die sich in Gerstungen an die Thüringer Bahn anschließt.

Hessen-Kassel, von der Vogelperspective der Eisenbahndämme aus gesehen, scheint wirklich die Annahme, daß es ein armes Land sei, zu rechtfertigen. Die wenigen Ortschaften, die in unserem Gesichtskreise lagen, sahen nicht sehr bedeutend aus. Abends vor Eintritt der gänzlichen Dämmerung kamen wir in Eisenach an. Hier war auf dem Bahnhofe ein ungeheures Leben. Die alte, uns von der Höhe grüßende Wartburg hatte für den heutigen Sonntag ihre ganze große Anziehungskraft ausgeübt. Leider mußten wir aber in Folge davon unsere zahlreichen Erfahrungen noch damit beschließen, daß wir erkennen lernten, was ein Sonntagszug, oder wie man ihn hier ironisch genug nennt, ein Vergnügungszug auf der Thüringer Eisenbahn zu bedeuten habe! Der Train wurde in dergestalt entsetzlicher Länge formirt, daß ihn die Kraft einer einzigen Locomotive kaum fortzuschleppen im Stande war. Dazu währte das massenhafte Aus- und Einsteigen und der dadurch verursachte Aufenthalt, namentlich auf den Stationen Gotha und Erfurt, so lange, daß wir Weimar, unser heutiges Reiseziel, anstatt tarifmäßig 9 1/2 Uhr, erst nach 11 Uhr erreichten.

Am andern Morgen schon verließen wir Ilm-Athen, und fuhren um 8 Uhr mit dem Dampfwagen

über Halle nach Leipzig, hierselbst $1^1/_2$ Uhr Nachmittags anlangend.

Wir hatten, Gott sei gedankt, die Freude, alle die Unsrigen in dem erwünschtesten Wohlsein anzutreffen!

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Unter einigen kleinen durchgeschlüpften Irrthümern bittet man vorzüglich die nachverzeichneten verbessern und entschuldigen zu wollen.

Seite 4. Zeile 8. von oben. Anstatt dem Conducteur soll es heißen: des Conducteurs.
" 12. " 6. " " Anstatt Hyronimus soll es heißen: Johannes.
" 36. " 5. " unten. Anstatt einem soll es heißen: einen.
" 50. " 2. " oben. Anstatt ererhalten soll es heißen: erhalten.
" 87. " 11. " " Anstatt den soll es heißen: dem.
" 97. " 9. u. 10. von oben. Anstatt mit dem Pferdetreiber soll es heißen: von dem Pferdetreiber begleitet.
" 102. " 1 von oben. Anstatt erkann soll es heißen: erkannten.
" 117. letzte Zeile und 118. erste Zeile. Anstatt Wetten soll es heißen: Wetter.
" 122. Zeile 4. von unten. Anstatt ausgenommen soll es heißen: aus genommen.
" 154. " 8. " oben. Anstatt schwamm soll es heißen: schwammen.
" 192. " 9. " " Anstatt Léchand soll es heißen: Léchaud.
" 198. erste Zeile. Anstatt ihn soll es heißen: ihm.
" 215. Zeile 3. von oben. Anstatt Bildsäule soll es heißen: Bildform.

Unter einigen kleinen Druckfehlern Irrthümern bittet man vorzüglich die nachverzeichneten verbessern und entschuldigen zu wollen.

Seite 4. Zeile 8. von oben. Anstatt dem Conducteur soll es heißen: des Conducteurs.
= 12. = 6. = = Anstatt Syrenitums soll es heißen: Syenites.
= 38. = 5. = unten. Anstatt einem soll es heißen: einen.
= 56. = 2. = oben. Anstatt erethalten soll es heißen: erhalten.
= 87. = 11. = = Anstatt den soll es heißen: dem.
= 97. = 9. u. 10. von oben. Anstatt mit dem Pferdetreiber soll es heißen: von dem Pferdetreiber begleitet.
= 102. = 1 von oben. Anstatt erkann soll es heißen: erkannten.
= 117. letzte Zeile und 118. erste Zeile. Anstatt Weitern soll es heißen: Weitere.
= 123. Zeile 4. von unten. Anstatt ausgenommen soll es heißen: aus genommen.
= 154. = 8. = oben. Anstatt schwamm soll es heißen: schwammen.
= 192. = 9. = = Anstatt Léchmand soll es heißen: Léchand.
= 198. erste Zeile. Anstatt ihn soll es heißen: ihm.
= 215. Zeile 3. von oben. Anstatt Wildfäule soll es heißen: Wildform.

Schmidt, Emil

Schilderungen aus der Schweiz

Leipzig 1853